

Aus dem Inhalt:

Kasualien: Von der Kunst des Kasus

Kasualpraxis im Wandel
Die Kunst des Kasualgesprächs
Taufen jenseits des Gewohnten
Pastorale Kasualerfahrungen
Die Bedeutung des Sonntags

Zur Diskussion

Netzwerk-Kirche
Zum 80. Geburtstag
von Dieter Oloff

Aus dem Pfarrverein

Aus der Pfarrvertretung



Liebe Leserin, lieber Leser!

„Den Zu-fall in Gnade wenden“, so brachte der damalige Praktische Theologe an der Uni Heidelberg Christian Möller uns im Petersstift während des Lehrvikariats die Kasualien näher. In den Jahren danach fand ich seine Definition unseres Kasualhandelns durchaus als charmant und hilfreich. Nur die Kasualien sind schon länger nicht mehr das, was den Zufall zum Anlass hat. Das Zeugen von Kindern wird sorgfältig terminiert, die Eheschließung zum Objekt ausgetüftelter Planungen und selbst der Tod ist oft absehbar. Von Zufall ist kaum noch eine Spur. Und noch mehr: Dass die Anlässe der Kasualien den Kirchen zufallen, ist auch nicht mehr der Fall. Da gibt es immer weniger Automatismen und Kirche muss sich seit Jahren um Kasualien bemühen, ihnen zuzufallen. Und das auch angesichts dessen, dass die Kasualien kirchlicherseits dazu auserkoren wurden, den tiefen Fall der Kirche in die Bedeutungslosigkeit zu verhindern. Von all dem zeugt das neue Heft der Pfarrvereinsblätter, das Sie gerade in Ihren Händen halten. Wir können Ihnen eine Fülle von Beiträgen bieten, die wie ein Kaleidoskop auf den Kasus der Kasualien blicken lassen. Daneben durchaus provokative Texte zum Aufregen und Weiterdenken – und natürlich Gewohntes und ganz herzlich: die Einladung zum nächsten Pfarrfrauen- und Pfarrertag. „Wo kein Zu-Fall ist, ist auch nichts zu wenden“, so könnte man die Definition Möllers zu den Kasualien zu den praktisch-theologischen Akten legen. Und es stimmt: Kann unser pastorales Tun als „Wenden“ beschrieben werden? Lässt sich all das, was in den Artikeln in diesem Blatt zu unserem Tun geschrieben ist, mit diesem Wort fassen? „Wenden“? Wie ein Schnitzel, wie einen Bratling in der Pfanne? Vielleicht eher und neudeutsch: In den Horizont Got-

tes rücken, Glauben einspielen, in Kontakt bringen, vernetzen ... Aber das verwässert. Eigentlich müsste man dogmatisch die Kasualien als Amtshandlungen „anpacken“. In ihnen fällt Gott den Menschen zu, ja er fällt mitunter auch ein in ihr Leben oder fällt zumindest den Menschen spürbar und nachhaltig ein. Ob das weiterhilft? Auf jeden Fall, haben die Kasualien tief mit unserem Amtsverständnis zu tun.

So wünschen wir Ihnen, dass Sie dies, Ihr Amt, und sich selbst nicht als Zufall erleben, sondern als etwas, was von Gott beabsichtigt ist, aus schon immer anwesender Gnade. Immer trotz allem. „Wie lieblich ist der Maien aus lauter Gottesgüt.“

Ihr



Hinweis auf die nächsten Ausgaben

Die nächste Ausgabe 7-2021 wird sich dem Thema „E wie engagiert: Evangelische Gemeinden in der Diaspora“ widmen. Wir freuen uns über Ihre Zuschriften, Beiträge und Gedanken.

Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als Word-Datei ohne besondere Formatierung, auch ohne Blocksatz und Silbentrennung am Zeilenende,

*bis spätestens zum
20. Mai 2021*

an die Schriftleitung.

*Auch schon für die übernächste Ausgabe (8+9-2021) zum Thema „w/m/d“ nicht nur in der Personalakte: Diversity im Pfarramt“ können Sie gerne Zuschriften bis zum
20. Juli 2021 an uns senden.*

In Baden ganz oben

Herzlich willkommen in Weinheim und im Kirchenbezirk Ladenburg- Weinheim

Es gibt viele gute Gründe, Sie hier willkommen zu heißen. Der wichtigste ist, dass ich selbst hier so gern lebe.

Ich lebe gern hier, weil ich mich in dieser Landschaft so wohl fühle. Wie in vielen unserer Badischen Kirchenbezirke ist die Landschaft vielfältig. Sie ist geprägt von den manchmal sanften, manchmal schroffen Ausläufern, mit denen der Odenwald in die Rheinebene ausschwingt, von der fruchtbaren Erde in der Ebene, von den Weinbergen und Obstbäumen an der Bergstraße, vom Neckar, der Mannheim entgegenfließt. Jede Jahreszeit riecht anders. Im Frühling riecht es nach Mandelblüten-Hanami und Sonntagsspargel, im Sommer nach Neckarwasser mit einem Hauch Moder und sonnensatter Erde, im Herbst nach den Zwiebeln auf den Feldern und nach Äpfeln und Trauben, im Winter nach feuchtem Waldboden und nach dem Schnee auf Kreuzberg, Hirschkopf und Ölberg. Erholung finde ich an den Baggerseen in Heddesheim, Hemsbach und Weinheim und wandernd auf dem Burgensteig, Blütenweg oder der neusten Etappe des Frauenpilgerwegs pilger schön. „Hier beginnt Deutschland Italien zu werden“, soll der österreichische Kaiser Joseph II. ausgerufen haben, als er sich von Frankfurt kommend der Bergstraße näherte. Da hat er Recht gehabt.

Ich lebe gern hier, weil geistliche Kraftorte mich immer wieder stärken. Das sind natürlich die Kirchen, die Kapellen am Weg,



Dekanin Monika Lehmann-Etzelmüller

oft in ökumenischer Nutzung, kleine Dorfkirchen, Zelte und Archen des wandernden Gottesvolkes und selbstbewusste Bauten, die nicht nur mitten im Ort, sondern auch mitten im Leben sein wollen und ihre Glocken weit über die Häuser schwingen lassen. Manche thronen auf den Hängen, z.B. in Leutershausen und Dossenheim, manche liegen direkt am quirligen Marktplatz wie die Stadtkirche in Weinheim. Ich sitze gern unter der gemalten Blumenwiese der Ladenburger Kirche, in der kleinen Dorfkirche mitten in Altenbach, die mit Kunstwerken so stimmig ausgestaltet ist, oder schaue in der Kirche in Ilvesheim zu, wie Gott mit Licht und Schatten spielt. Der älteste Kirchenbau steht in Heiligkreuz und wurde 1242 erstmals urkundlich erwähnt; der jüngste

Kirchenbau ist die Bonhoefferkirche in Hemsbach aus dem Jahr 1991. In den letzten Jahren konnten wir dank landeskirchlicher Baubehilfe und der Stiftung Schönau Baumaßnahmen stemmen, die wahre Kleinode geschaffen haben, z. B. das Gemeindehaus in Heddesheim, das für beispielhaftes Bauen ausgezeichnet wurde, die Peterskirche in Weinheim, die Johanniskirche in Altenbach, die Stadtkirche in Schriesheim und das Pfarrhaus in Dossenheim, das älteste Gebäude im Ort. Der kleinste Gottesdienstraum ist im Dorfgemeinschaftshaus in Ursenbach, wo die Gemeinde einmal im Monat unterschlüpft. Kraftorte sind aber auch die alte Wallfahrtsstätte auf dem Kreuzberg über Hemsbach, die verwunschenen Grundmauern der Jakobuskirche über Hohenachsen, nahe des Friedhofs, auf dem Sepp Herberger begraben ist, und der friedliche Bibelgarten in Leutershausen. An den Kraftorten ist noch etwas spürbar von der Gegenwart der Menschen, die vor mir hier waren, von ihren Gebeten und Liedern, von ihrer Klage und ihrer Hoffnung.

Solch ein Ort mit einer ganz eigenen Stille ist der jüdische Friedhof oberhalb von Hemsbach. Von den alten Bäumen, die ihn lange beschützt haben, mussten in jüngster Zeit etliche gefällt werden, aber dennoch scheint in den Zweigen und Sträuchern verlorene Zeit zu wispern. Der Friedhof wurde 1674 als Verbandsfriedhof eingerichtet, das letzte Begräbnis fand 1940 statt. Mit über 1000 Grabsteinen gehört er zu den größten der erhaltenen jüdischen Friedhöfe in Baden-Württemberg. Der Synagogenverein

unter Leitung von Albrecht Lohrbächer bietet regelmäßig Führungen an – wenn Corona nicht wütet.

Kraftorte baut der gemeinsame Gesang und das gemeinsame Musizieren. Die Kirchenmusik spielt in all unseren Gemeinden eine große Rolle. Unter der Leitung der Bezirkskantoren KMD Anne und Simon Langenbach können immer wieder große Chorwerke aufgeführt werden. Die Mitglieder der Bezirkskantorei kommen aus den verschiedenen Ecken des Kirchenbezirks jeden Montagabend zusammen. Derzeit finden die Proben per Zoom statt.

Kraftorte gibt es noch in einem anderen Sinn. In Weinheim liegt eine der sieben Geschäftsstellen des Diakonischen Werkes im Rhein-Neckar-Kreis. Direkt daneben liegt das „bezirkseigene“ VSA. Menschen legen sich für andere ins Zeug. Das von viel ehrenamtlichem Engagement getragene Mittendrin in Schriesheim ist ein Begegnungsort für viele Menschen mit ganz unterschiedlichen Anliegen. In vielen Gemeinden sind Flüchtlingscafés entstanden.

Ich lebe gern hier, weil die Vielfalt des Glaubens hier so selbstverständlich ist. Die Kurpfalz war in ihrem Glauben schon immer ein buntes Gemisch, seit der „fromme Fritz“, er regierte von 1559–1576, das reformierte Bekenntnis einführte. Er lud wallonische, französische und holländische Glaubensflüchtlinge ein, sich in der Kurpfalz niederzulassen. Nach seinem Tod gab es viel Hin und Her und die Kurpfalz änderte mehrfach ihr konfessionelles Gepräge. Kurfürst Karl Ludwig erlaubte 1648 reformierten Hugenotten und Schweizern sich anzusiedeln. Auch Lutheraner und Katholiken, Mennoniten und

Juden füllten das vom Dreißigjährigen Krieg verwüstete Land wieder mit Leben. Manche Gemeinden erinnern sich noch an die Zeit, als Kirchen als Simultankirchen gemeinsam genutzt wurden. An vielen Orten standen Synagogen, von denen nur zwei, in Hemsbach und Leutershausen, der Vernichtung entgangen sind.


Vielleicht liegt es an der langen Geschichte buntgemischten Glaubens, dass die Menschen bis heute eine weitherzige und offene Einstellung zu verschiedenen Glaubenshaltungen haben. „Gottes Garten ist bunt“, ist oft zu hören. Die Ökumenische Zusammenarbeit liegt den Gemeinden am Herzen. Bestärkt wird diese Haltung sicherlich auch durch den beständigen Zuzug, den die Region erlebt hat. In der Mundart braucht mancher „reingeschmeckte“ auch heute noch Nachhilfe. Heute sind die Gemeinden im Kirchenbezirk geprägt von der Zugehörigkeit zur Europäischen Metropolregion Rhein-Neckar. Hier rauscht und summt große Mobilität als ständiges Hintergrundgeräusch. Es ist kein Wunder, dass gerade hier Carl Benz an ersten Autos schraubte. Die A 5 und die Bahnschienen queren den Kirchenbezirk von Nord nach Süd, so wie in alter Zeit schon eine Römerstraße die Bergstraße hinunterführte, an der Landgüter entstanden. Die Grundmauern solch einer Villa Rustica können in Großsachsen besichtigt werden; Ladenburg war die größte civitas im heutigen Baden-Württemberg, die zu römischer Zeit erblühte. Dass Mobilität auch etwas geruhsamer geht, zeigt die OEG, eine Straßenbahn, die zwischen Weinheim, Mannheim und Heidelberg beständig im Kreis fährt und dabei die meisten der zum Bezirk gehö-

renden Gemeinden passiert. Das schönste Beispiel aber ist die kleine Fähre, die Fußgänger, Radfahrer*innen und Autos über den Neckar zwischen Ladenburg und Edingen-Neckarhausen bringt und ein paar Minuten Kreuzfahrtfeeling auf dem Wasser beschert.

Was lässt einem Menschen an einem Ort Wurzeln wachsen? Am wichtigsten sind doch immer die Menschen.

Menschen haben Spuren in den Gemeinden hinterlassen. Es sind Menschen, deren Namen in keinem Geschichtsbuch steht, die aber dennoch bis heute prägen und erinnert werden. In Laudenbach steht ein Gedenkstein für Anton Praetorius, der sich 1602 als erster und einziger evangelischer Pfarrer seiner Zeit gegen den Hexenwahn stellte. Erinnert werden Gemeindegewestern, die in den KITAS tätig waren, in Notsituationen beistanden und Kranke besuchten. In vielen Gemeinden erinnern die von Schüler*innen geschaffenen Mahnmale und die Stolpersteine an die jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner, die am 22. Oktober 1940 nach Gurs verschleppt wurden und deren Spuren Schulklassen und Konfirmandengruppen ausgeleuchtet und bewahrt haben.

Am wichtigsten sind doch immer die Menschen. Dass die blühende Bergstraße tatsächlich wieder an vielen Orten blüht, dafür setzten sich engagierte Menschen ein. Sie befreien zugewucherte Grundstücke und aufgegebene Gärten an den Hängen und bringen die alten Obstbäume wieder zum Vorschein oder pflanzen neue. Zwischen Ladenburg und Heddeshheim wurde erfolgreich der einst vertriebene Feldhamster angesiedelt. Am wichtigsten sind



doch immer die Menschen. Besonders dankbar denke ich an die vielen, die unseren Gemeinden und der evangelischen Kirche ein Gesicht geben.

Schön ist es hier, im Kirchenbezirk Ladenburg-Weinheim. Aber vielleicht merken Sie sich schon einmal unseren neuen Namen: Kirchenbezirk Neckar-Bergstraße. Der neue Name wird die Gemeinschaft und Vielfalt unseres Bezirks gut abbilden. Ich habe Ihnen hoffentlich Lust gemacht, unseren Kirchenbezirk zu besuchen und besser kennen zu lernen.

Am siebten Tag ruhte Gott. Wo hat er wohl seine Hängematte aufgespannt? Es gibt so viele schöne Orte. Ich bin aber sicher: Neckar und Bergstraße waren in der Endauswahl. Gott sah, dass es gut war.

■ Monika Lehmann-Etzelmüller, Dekanin

Von Fall zu Fall. Kasualpraxis im Wandel¹

■ Prof. Kristian Fechtner lehrt Praktische Theologie an der Universität Mainz. In seinem Artikel zum Wandel der Kasualpraxis gibt er einen Überblick über aktuelle Herausforderungen und zeigt Perspektiven für einen sensiblen Umgang mit ihnen in der eigenen Kasualpraxis auf.

1. Einstimmung: Was es eben so gibt

Annalena ist vier, wie sie mit den Fingern stolz der versammelten Gemeinde zeigt, als sie von der Pfarrerin nach ihrem Alter gefragt wird. Sie wird heute Morgen im Gottesdienst der Kirchengemeinde getauft. Zusammen mit ihrem kleinen Bruder, der ein halbes Jahr alt ist. Zwei Taufen, die eine unterschiedliche Gestalt haben werden, die selbstbewusste Annalena wird liturgisch anders beteiligt sein als der Säugling, der beim Eingangsglied vor Aufregung eingeschlafen ist. Vor drei Wochen ist die Cousine der beiden getauft worden, draußen bei einem Tauffest am See. Die junge Frau aus Spanien, die als Au-Pair in der Familie lebt, hat dem Mädchen bei der Taufe ein Taufkettchen umgelegt und ein Gebet gesprochen. So macht man das wohl dort, wo sie herkommt, und es war mit dem Pfarrer vorher abgesprochen. Der Bruder der Cousine ist bereits Konfirmand, aber es ist noch strittig, ob er auf der Konfirmezeit, in der Osternacht oder im Konfirmationsgottesdienst getauft wird. Eigentlich sollte er bereits als Kleinkind getauft werden, im Traugottesdienst

seiner Eltern. Aber der katholische Pfarrer – die Eltern sind konfessionsverschieden – hatte davon abgeraten. So wurde die Taufe aufgeschoben; der Junge könne dann ja auch, so die Mutter, selbst entscheiden. Die Trauung hingegen hat stattgefunden, auf Wunsch des Ehemannes in der Kirche seines Heimatdorfes. Dort, wo Annalena und ihr Bruder heute getauft werden.

Taufe, Konfirmation und Trauung sind gottesdienstliche Ereignisse und zumeist familiäre Feiern, die auf biographische Anlässe bezogen sind. Sie stellen einen Kasus dar, mithin einen besonderen Fall. Kasualien sind „Kirche von Fall zu Fall“, für die Beteiligten, aber ebenso für Pfarrerrinnen und Pfarrer. Zunehmend werden die Amtshandlungen, so ihre kirchenrechtliche Bezeichnung, zu je besonders zu gestaltenden Fällen. Dies gilt – wie der kleine Rundgang durch Annalenas Verwandtschaft zeigt – keineswegs nur im Blick auf einzelne spektakuläre Gestaltungswünsche, von denen gelegentlich in den spätabendlichen Gesprächen von Pastoralkollegs die Rede ist. Immer weniger werden Kasualriten standardmäßig vollzogen, immer häufiger werden sie in je besonderer Weise rituell in Szene gesetzt und gestaltet. Für viele Menschen, auch für ansonsten kirchlich Distanzierte, sind die Kasualien bedeutsam, weil die christliche Tradition, die sich in ihnen verkörpert, hier Relevanz für die individuelle Lebensgeschichte gewinnt. Untersuchungen zur heute geleb-

Relevanz für die individuelle Lebensgeschichte

ten Kirchlichkeit zeigen, welche hervorgehobene Bedeutung die Kasualpraxis für das Evangelisch-Sein von Zeitgenossinnen und Zeitgenossen hat: Unvermindert hoch ist die Bereitschaft, sein Kind taufen zu lassen; die Möglichkeit und der Wille, Kasualien in Anspruch zu nehmen, ist eines der entscheidenden Motive, Mitglied der Kirche zu sein; die Erfahrungen mit der Konfirmation prägen nachhaltig das Bild von Kirche. Das spätvolkshkirchliche Christentum ist in hohem Maße und in vitaler Weise Kasualienkirche.

2. Vergewisserung: Worum es in den Kasualien biographisch geht

„Wenn das Herz bewegt ist, und wenn das Leben des Menschen sich in seinen Wendepunkten dreht, ist er immer ganz besonders empfänglich und empfindlich für das Wort Gottes.“ Was der Pfarrer und spätere Generalsuperintendent Carl Büchsel in seinen „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen“ Mitte des 19. Jahrhunderts notiert, mag auch heute noch gelten: Die Kasualien, die lebensgeschichtliche Schwellen markieren, bilden Situationen, in denen Menschen religiös sensibel und empfänglich sind. In ihnen kommt individuelles Leben zum Ausdruck und zur Geltung: Was trägt, was wandelt sich, was bleibt; was ist zu erhoffen und was zu erinnern; wohin mit Sorge, Verantwortung und dem Wissen, dass Leben unverfügbar ist, dasjenige der anderen und das eigene?

Das spätvolkshkirchliche Christentum ist in hohem Maße und in vitaler Weise Kasualienkirche

Lebensgeschichte als Horizont der Kasualien

Die Lebensgeschichte, die in die Kasualien eingeht und in religiöser Perspektive zu ihrem Thema wird, ist nicht ein Lebenslauf, der sich an objektiven Daten bemessen lässt. Lebensgeschichte ist vielmehr nur als Lebensprozess zugänglich, der unabgeschlossen ist.

Lebensgeschichte wird, sie ist kein Ist-Zustand. Das Ganze einer Lebensgeschichte erscheint als eine offene Perspektive, weil es nur in einzelnen Lebensakten greifbar wird, die selbst wiederum Geschichte(n) bergen und auf Zukunft ausgelegt sind. Insofern ist sie immer schon gedeutete Geschichte eines Lebens, Auslegung gelebten Lebens, in der sich Wert und Sinn erschließen (oder auch verborgen bleiben). Unter diesen Vorzeichen ist Lebensgeschichte ein kommunikatives Geschehen, das sich ursprünglich im biographischen Erzählen mitteilt. Es braucht dafür einen symbolischen Raum, in dem sie sich darstellt und in dem sie Anerkennung durch andere findet. Jede Kasualsituation eröffnet einen solchen gemeinschaftlichen Raum und verdichtet sich zu einer biographischen (Schlüssel)Szene: am Taufstein, vor dem Traualtar oder beim Einzug in den Konfirmationsgottesdienst.

Lebensschwellen als Fokus der Kasualien

Lebensgeschichte ist nun aber keine kontinuierliche Lebenslinie, sondern gewinnt Gestalt durch signifikante Einschnitte und besondere Ereignisse. Übergänge und Schwellen sind diejenigen Orte, an

denen Lebensgeschichte aufbricht und selbst thematisch wird. Sie sind der biographische Fokus der Kasualien. Sie sind festzeitliche Unterbrechungen des vertrauten „Immer-Schon“ und des zu erwartenden „Immer-so-Weiter“. Diese Orte schaffen und ermöglichen Distanz zum eigenen Alltags-Ich. Dabei sind lebensgeschichtliche Übergänge auch Orte des Umbruchs und deshalb emotional hoch besetzt. Von alters her weiß die Volksfrömmigkeit, dass Schwellen gefährvolle Orte sind, wir sprechen auch heute noch von Schwellenängsten. Dass es Kraft braucht und Zuspruch, um lebensgeschichtliche Übergänge zu begehen, und dass gleichzeitig in diesen Übergängen Menschen Kräfte zuwachsen und Möglichkeitssinn erwacht, ist eine Kasualerfahrung, die auch Zeitgenossinnen und Zeitgenossen nicht fremd ist. Insofern ist Kasualpraxis transitorische Praxis, in der Menschen hinübergelangen in ein verändertes, womöglich neues Leben. Hinzu kommt, dass Übergänge nicht einfache Grenzlinien darstellen, sondern gestreckte Passagen einer Lebensgeschichte bilden. Die Vorbereitungszeit gehört ebenso dazu wie der Nachgang als Rückerinne- rung. Nicht zufällig sind Kasualien symbolisch reich ausgestattete Passagen – im kasualgottesdienstlichen Geschehen und über die gottesdienstlichen Akte hinaus.

3. Orientierung: Wie Kasualien theologisch wahrgenommen werden

Nach theologischer Lesart ist die kirchliche Kasualpraxis auf die „Kommunikation

des Evangeliums“ aus, sie gilt konkreten Menschen in ihrer je individuellen Existenz. Für ihr heutiges Verständnis sind drei Motive wichtig, die unterschiedliche Akzente setzen, ohne sich wechselseitig auszuschließen. Die Praxis der Kasualien kann verstanden werden

- als *Rechtfertigung von Lebensgeschichte*. Es geht in den Kasualakten um den Sinn und den Wert individueller Lebensgeschichte, mithin um die Frage nach Identität und Akzeptanz. Rechtfertigung geschieht im protestantischen Sinne – im Modus der Unterscheidung von Gesetz und Evangelium – aber gerade nicht als Selbstrechtfertigung aus dem heraus, was Menschen lebensgeschichtlich errungen haben oder erringen können. Mit ihren Anteilen von Schuld und Verletzung, mit ihren Momenten von geglücktem oder misslingendem Leben lassen sich Lebensgeschichten nicht aus dem Gesetz der persönlichen Existenz oder des gesellschaftlichen Daseins rechtfertigen. Sie gewinnen ihr Recht vielmehr durch die vorbehaltlose Liebe Gottes, in der sie angenommen und zurechtgebracht werden;
- als *Segenshandeln*, welches einem konkreten, besonderen Leben gilt. Die Grundgeste des Segnens ist ein sinnhaftes Zeichen. Es verheißt die Zuwendung Gottes, in den Ambivalenzen einer Lebensgeschichte gelingendes Leben zu erhalten und zu bekräftigen, scheiterndes Leben heilsam zu verwandeln. Im Akt des Segnens eröffnen die Kasualien einen „Segensraum“ (Ulrike

Existenzen gewinnen
ihr Recht durch die
vorbehaltlose
Liebe Gottes

oder erringen können. Mit
ihren Anteilen von Schuld
und Verletzung, mit ihren
Momenten von geglück-
tem oder misslingendem
Leben lassen sich Lebens-

Wagner-Rau), der das Ganze der Kasualpraxis umspannt und – in der Gemeinschaft mit Menschen wie mit Gott – einen Raum von Beziehungen konstituiert. In diesem Horizont kann Lebensgeschichte erinnert, gefeiert und neu entworfen, vergewissert, beklagt und entlastet werden;

- als *Feier des Daseins*, in der gemeinschaftlich zum Ausdruck kommt, dass sich Leben Gott verdankt. Kasualien sind außeralltägliche, festlich gestaltete Momente intensivierten Lebens, in denen sich Grundaspekte kreatürlichen Lebens verdichten und damit zugleich über die individuelle Biographie hinausweisen. Niemand feiert die Taufe, Konfirmation oder Trauung für sich allein. Innerhalb der gottesdienstlichen Feier artikulieren sich vielspältige Erfahrungen als Dank und Lob, Bitte und Klage, in denen sich Leben in Beziehung setzt zu seinem schöpferischen Grund.

Jede Kasualhandlung hat ihre eigene theologische Bedeutung – die Taufe sakramental als „gnadenreich Wasser des Lebens“ (Martin Luther), die Konfirmation als Bekräftigung und „Reiseseegen“ oder die Trauung als ein Versprechen, das nicht durch eigenes Bemühen einlösbar ist. Zugleich lassen sich die Kasualien insgesamt, so man sie praktisch-theologisch als Zusammenhang begreift, in ihrem Sinngehalt rechtfertigungs, segens oder schöpfungstheologisch bestimmen. In ihrer liturgischen, homiletischen und seelsorglichen Praxis vergewissern sie lebensgeschichtliche Erfahrungen und transformieren sie. Wo diese Verwandlung – *ubi et quando visum est deo*

– geschieht, wird die eigene Lebensgeschichte, die nach dem Imperativ der Spätmoderne immer auf Entscheidungen beruht und selbst zu verantworten ist, auch als *Lebensgeschick* wahrnehmbar: als menschlich unverfügbares, von Gott gefügtes und gewolltes, begleitetes oder zu beklagendes Leben.

4. Herausforderungen: Wie Kasualpraxis sich gegenwärtig verändert

Die Kasualien bilden heute ein Feld kirchlichen Handelns, das im Wandel begriffen ist. Fünf kirchlich-kulturelle Aspekte sollen kurz skizziert werden, die kasuelles Handeln herausfordern.

(1) *Subjektivierung der Kasualien*

Sich trauen lassen, sein Kind taufen lassen, zur Konfirmation gehen – was ehemals selbstverständlich erschien, wird heute – milieuspezifisch unterschiedlich und regional versetzt – mehr und mehr begründungspflichtig. Muss das sein, soll das sein, warum und wenn ja, zu welchem Zeitpunkt? Das Traditionsprinzip schwächt sich ab und die Entscheidung der Subjekte wird wichtiger.

Zugleich wachsen die subjektiven Gestaltungswünsche der Beteiligten nicht nur im Blick auf die Musik, sondern insgesamt im Blick auf die rituelle Inszenierung. Wie lässt sich die Vierjährige am Taufgeschehen beteiligen, übernehmen die Patinnen einen eigenen liturgischen Part, wie ist es mit dem Brautgeleit durch den Vater und so fort? Gelegentlich unterliegen kirchliche Trauungen geradezu Individualisierungszwängen – dass es „ganz besonders“ zugehen soll, wird zur auferlegten

Pflicht. Offenbar wächst das Bedürfnis, sich das, was in den Kasualien geschieht, durch persönliche Gestaltungsformen und akzente zu eigen zu machen und sich damit selbst expressiv zum Ausdruck zu bringen. Insbesondere Trauungen, aber auch Taufen und manche Konfirmationen werden zum Zusammenspiel von agendarischen Inszenierungen und subjektiven Co-Inszenierungen; die Beteiligten wirken an der gottesdienstlichen „Aufführung“ mit eigenen Vorstellungen mit. Kasualpraxis wird damit immer stärker zu einem Aushandlungsprozess, der nicht spannungsfrei ist; nicht jede Gestaltungs-Idee führt zu einer stimmigen Kasualie. So wird bereits das Kasualgespräch zu einer liturgischen Arbeit mit den Beteiligten. Im Spannungsfeld von geprägten kirchlichen Ritualen und subjektiven Ansprüchen ist pastorale Verantwortung wahrzunehmen: In welcher (Gestaltungs)Weise erschließt sich der religiöse Sinngehalt der kirchlichen Handlung für diejenigen, die subjektiv an ihr partizipieren?

(2) Zwischen Übergangsritual und Unterwegskasualie

Es gehört zum klassischen Verständnis der Kasualien, sie als Übergangsrituale zu begreifen, die Momente der Trennung, der Verwandlung und der Eingliederung in einen neuen Status enthalten. Diese Schritte geben auch heute noch wichtige Momente der rituellen Logik und Bedeutung von Taufe, Konfirmation und Trauung zu verstehen. Zugleich ist aber auch zu erkennen, dass sich an verschiedenen Stellen Kasualien von den lebensge-

schichtlichen Situationen des Übergangs lösen: Zunehmend rücken Kindertaufen vom Ereignis der Geburt weg, die Übergänge zwischen Kindheit, Jugendzeit und Erwachsenenalter verschleifen sich und lassen sich kaum mehr auf den Zeitpunkt der Konfirmation fixieren, die meisten Trauungen feiern ein Lebensbündnis, das bereits viele Jahre besteht. Die kirchlichen Handlungen werden sukzessive zu lebensgeschichtlichen Unterwegskasualien. Der Kasus ist nicht mehr einfach vorgegeben, er wird in der Kasualie mit hervorgebracht. Dies bedeutet allerdings nicht, dass die Kasualien den Charakter des Übergängigen verlieren, sie vergegenwärtigen lebensweltlich bereits erfolgte Übergänge oder antizipieren diejenigen, die noch vorausliegen. Insofern werden sie durchaus als Schwellensituation erlebt, als eine Art rite de passage sans passage.

(3) Konkurrenzen und Koexistenzen

Die Kirchen haben in der Gegenwart – so die spröde Diktion der Soziologie – ihr Ritenmonopol auch im Bereich der Kasualpraxis verloren. Was am deutlichsten im Feld der Beerdigung durch sog. „weltliche“ Bestattungen und Bestattungsinstitute mit säkularen oder freireligiösen Angeboten sichtbar wird, prägt auch die Praxis der anderen Kasualien: Neben der kirchlichen Trauung finden sich erlebnisorientierte Partnerschaftsfeiern, eine Ritualdesignerin gestaltet die standesamtliche Hochzeit mit allen Insignien, die sonst mit dem kirchlichen Geschehen verbunden sind. Die Jugendweihe als Alternative

Kasualpraxis wird damit immer stärker zu einem Aushandlungsprozess

zur Konfirmation ist weitgehend auf ostdeutsche Regionen beschränkt, und gelegentlich wird statt der Taufe ein familiäres Geburtsfest gefeiert.

Für die kirchliche Kasualpraxis aber womöglich noch bedeutsamer ist der Umstand, dass sie nicht selten eingebunden wird in ein Geflecht unterschiedlicher Akteure und in Logiken, die damit einhergehen: Die kirchliche Trauung oder die Taufe werden zu einem Element der sie umgreifenden Feier, in

der die Zeit, der Ort und die Gestalt der kirchlichen Handlung durch den Hotelier im Rheingau oder die Patin aus Schweden, die spezifischen Familienverhältnisse oder die Wedding-Planerin mitbestimmt werden. Das Ensemble der Akteure ist für Pfarrerinnen und Pfarrer nicht nur eine organisatorische Herausforderung, in welcher der Abstimmungsbedarf erheblich größer wird. Es bildet auch ein neues Arrangement von Bedeutungen und Bedeutungszuschreibungen: Welches Stück soll hier aufgeführt, was soll kommuniziert werden? Als Anwältin der kirchlichen Handlung wird die Pfarrerin kaum mehr autoritativ agieren können, sie ist darauf angewiesen, ihre „Sache“ so plausibel zu machen, dass sie für die Beteiligten „Sinn macht“.

(4) Pluralisierung der Kasualkultur und Erweiterung der Kasualien

Die Kasualpraxis ist derjenige Bereich kirchlichen Handelns, in dem sich die Pluralisierung der Gesellschaft und der Gegenwartskultur am deutlichsten abzeichnet. Dass sich Lebensformen und

Lebensverbindungen vervielfältigt haben, bildet sich unmittelbar in der inneren Pluralisierung der klassischen Kasualien ab: in der kirchlichen Trauung eines wieder-verheirateten Paares; in der Taufe eines Kindes, dessen Mutter evangelisch und dessen Vater muslimisch ist; in der Trauhandlung eines gleichgeschlechtlichen Paares. In dieser Weise sind Kasualien tatsächlich zu „Kirche von Fall zu Fall“ geworden, weil sie nicht mehr normativ

auf eine gesellschaftliche „Normalbiographie“ – von der Säuglingstaufe über die Selbständigkeit des mündig gewordenen Heranwachsenden zur Eheschließung

als Familiengründung – bezogen sind. Biographische Muster haben sich heute pluralisiert, sie lassen sich nicht mehr kirchlich vereinheitlichen. Dies bedeutet, dass Kasualien Lebensgeschichte nicht mehr nur integrieren, sondern auch differenzieren: im Blick auf unterschiedliche Taufalter, Familienkonstellationen, Konfessions oder Religionszugehörigkeiten, kulturelle Milieus. Dabei öffnet und erweitert sich die klassische Reihe der Amtshandlungen für weitere kirchliche Handlungen analog zu den Kasualien. Sie sind auf besondere lebensgeschichtliche Phasen oder Situationen ausgerichtet – man denke an eine Segnungsfeier für schwangere Frauen oder werdende Eltern – oder auf Ereignisse, die sozial veranlasst sind, so etwa Einschulungsgottesdienste oder Studienabschlussfeiern. Das kasuelle Feld der Kirche ist prinzipiell offen, aber nicht jede lebensgeschichtliche Situation ist per se kasualfähig im Sinne eines öffentlichen

Welches Stück soll hier aufgeführt, was soll kommuniziert werden?

Gottesdienstes. Eine Kirche von Fall zu Fall ist keine Kirche für alle Fälle.

Als Erweiterung der klassischen Kasualien lassen sich auch die Erinnerungskasualien verstehen, die insgesamt neu an Bedeutung gewonnen haben. So sind insbesondere die Jubiläumskasualien Goldene Konfirmation und Goldhochzeit hervorgehobene Stationen lebensgeschichtlicher Erinnerung. Seit den 1980er Jahren – so die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann – ist „Erinnerung“ zum kulturellen Leitmotiv und zu einem Schlüsselphänomen der Gesellschaft geworden. Im Gegenzug zur Dominanz von Zukunftserwartungen, die das Lebensgefühl in der Nachkriegszeit und in anderer Form auch in den späten 1960er Jahren geprägt haben, liegt der Akzent nun stärker auf iden-

titätssuchender und vergewissernder Erinnerung. Von dieser kulturellen Wendung zeugt nicht nur der Zuschnitt des jüngsten Reformationsjubiläums als einer Art kollektiver Erinnerungskasualie, sondern auch die individuellen und gemeinschaftlichen Formen der Erinnerungskasualien vom Taufgedächtnis bis zum Totensonntag.

(5) Ortsveränderungen der Kasualien

Kasualien sind traditionell Teil der ortsgemeindlichen Praxis der Kirche, dies wird auch durch die kirchenrechtlichen Vorgaben festgehalten. Die Zuordnung beruht auf der parochialen Logik kirchlichen Lebens, wobei die Ortsgemeinde hier im Grunde als Pfarrei verstanden wird: Unbeschadet dessen, ob die Kasualbegehrenden einen Bezug zur örtlichen Gemeinde haben oder nicht, sind für sie

die Pfarrerin oder der Pfarrer „vor Ort“ zuständig. Nun zeigt sich seit geraumer Zeit, dass sich Kasualkirchlichkeit an vielen Stellen nicht mehr wohnweltlich einfassen lässt: Eine Trauung findet in der Herkunftsgemeinde der Braut statt, weil für sie der Kasus familiengeschichtlich bestimmt ist; ein anderes Paar lässt sich an seinem Urlaubsort trauen, weil dieser für ein besonderes Lebensgefühl oder gemeinsame Erinnerungen steht; ein drittes Paar feiert den Traugottesdienst in einer alten Kapelle, die durch ihre Anmutung zu einer Hochzeitskirche geworden ist. Eine Taufe kann bei einem regionalen Tauffest begangen werden oder im Kindergarten-

gottesdienst des Nachbarstadtteils; die Konfirmation, noch am stärksten parochial gebunden, kann gelegentlich in der Gemein-

de des besten Schulfreundes begangen werden oder in der Jugendkirche, die ein Konficamp ausgerichtet hat.

Auch innerhalb des parochialen Rahmens finden Ortsveränderungen der Kasualpraxis statt: Neben der Taufe im sonntäglichen Gottesdienst – eine Praxis, die vergleichsweise jung ist – gibt es eigenständige samstägliche Taufgottesdienste oder die Osternacht mit Erwachsenentaufen. Vermutlich wird man verstärkt über solche Neuverortungen der Kasualien kirchentheoretisch nachzudenken haben und das Verhältnis von Kirchlichkeit und Gemeindebezug offener fassen. Angesichts der Veränderungen könnte es sinnvoll und hilfreich sein, wenn in Dekanaten oder Regionen – etwa durch eigens beauftragte Pfarrerinnen – dafür Sorge getragen wird, dass der Bereich der ge-

Eine Kirche von Fall zu Fall ist keine Kirche für alle Fälle

meindeüberschreitenden Kasualpraxis pastoral verantwortlich wahrgenommen wird.

5. Perspektiven: Worauf man achten könnte

Zum Abschluss vier knappe kasualtheoretische Thesen, in gewiss subjektiver Zuspitzung:

Es gilt erstens, Gestaltungsfragen als inhaltliche Fragen ernst zu nehmen. In den Formen steckt ihre Bedeutung. Deshalb ist es wichtig, sensiblen Sinn zu entwickeln für die Formensprache gegenwärtiger Kasualpraxis (»Liturgische Kompetenz«).

Es gilt zweitens, „Religiöse Kompetenz“ auszubilden für Lebensäußerungen, in denen Menschen sich artikulieren, auch wenn sie unvertraut sind mit zünftig theologischer Glaubenssprache. Dabei sollte man möglichst wenig Bedingungen stellen und darauf vertrauen, dass die geistliche Kraft aus den kirchlichen Handlungen erwächst.

Drittens gilt es, die Deutlichkeit der Kasualien als kirchliche Handlungen zu stärken. Die Prägnanz der Kasualien und deren religiöser Sinngehalt liegen im gottesdienstlichen Geschehen und entfalten sich aus ihm heraus. Dies wird unterstützt durch signifikante kirchliche Räume und durch die Kraft des Ritualen.

Es gilt viertens, Kasualien als Kontaktstellen und Begegnungsstätten von kirchlich nicht selten ungeübten Christinnen und

In den Formen steckt ihre Bedeutung

Menschen begegnen der Fremden Heimat Kirche

Christen wahrzunehmen und wertzuschätzen. Menschen begegnen der Fremden Heimat Kirche und realisieren hier punktuell und selektiv ihre Zugehörigkeit zum Sinn und Traditionszusammenhang des christlichen Glaubens. »Missionarisch« ist das Feld der Kasualpraxis, insofern sie – für die Kirche selbst – eine missionarische Prüfsituation par excellence darstellt: nämlich ob es ihr gelingt, Evangelium so zu kommunizieren, dass es bei Zeitgenossen und Zeitgenossinnen und Resonanz finden kann.

Praktisch-theologische Literaturhinweise zur Orientierung und Vertiefung:

- Kristian Fechtner, Kirche von Fall zu Fall. Kasualien wahrnehmen und gestalten. Gütersloh 2011.
- Ders., Art. Kasualien. In: Kristian Fechtner/Jan Hermelink/Martina Kumlehn (Ulrike Wagner-Rau, Praktische Theologie. Ein Lehrbuch. Stuttgart 2017, 57–80.
- Christian Grethlein, Grundinformation Kasualien. Kommunikation des Evangeliums an den Übergängen des Lebens. Göttingen 2007.
- On Demand. Kasualkultur der Gegenwart. Hg. von Thomas Klie/Folkert Fendler/Hilmar Gattwinkel. Leipzig 2017.
- Ulrike Wagner-Rau, Segensraum. Kasualpraxis in der modernen Gesellschaft. Stuttgart 2008.

■ Kristian Fechtner, Mainz

1 Dieser Artikel ist zuerst erschienen in: Doris Joachim (Hg.), Übergänge I. Taufe, Konfirmation, Trauung. Materialbuch 129 des Zentrums Verkündigung der EKHN, Frankfurt 2018, 12–23.

Die Gesellschaft der Singularitäten und ihre kasualpraktische Antwort

■ **In einer Gesellschaft der Singularitäten werden kirchliche Kasualien immer stärker an den Rand gedrängt. Dr. Tobias Kirchhof, Referent für diakonische Profilbildung in der Evangelischen Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung (midi) der Diakonie Deutschland im Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung e. V., analysiert das dahinter stehende Problem und macht Mut zu einer sich verändernden Kasualpraxis.**

Auf der Synode des Kirchenkreises Berlin-Neukölln am 13. März 2021 beschäftigte sich ein Ausschuss mit der Gründung des ersten „Segensbüros“, das unter anderem die Funktion einer Kasualagentur für die Metropole übernehmen soll.¹ In der Diskussion um die Attraktivität der kirchlichen Kasualien kam unter anderem das Argument zur Sprache, dass wir neben dem Segen dieser Kasualien ja auch noch die Autorität bzw. Ästhetik des Talar hätten, die viele schätzen. Dass die Religionsgemeinschaften den Segen nicht exklusiv haben, tritt erst langsam ins Bewusstsein.² Haben wir den Talar exklusiv? Diese Frage stellte sich mir im Laufe der Diskussion. Wer will die vielen freien Kasualredner*innen sanktionieren, sollten sie für ihre Hochzeiten, Beerdigungen oder Taufen einen Talar anziehen?

Die Exklusivität kirchlicher Kasualien ist auf dem Rückzug

Die Exklusivität kirchlicher Kasualien ist auf dem Rückzug und damit ihre Attraktivität und Inanspruchnahme. Vielleicht weil sie in der spätmodernen Gesellschaft nicht mehr exklusiv genug sind. Dieser These möchte ich im Folgenden in drei Schritten nachgehen. Ich frage erstens nach dem Stand der kirchlich-evangelischen Kasualien rein statistisch und versuche Gründe für deren Rückgang zu identifizieren. Folgend versuche ich die daraus gewonnenen Erkenntnisse mit der soziologischen Theorie der „Singularisierung der Gesellschaft“ von Andreas Reckwitz zu konfrontieren, um schließlich drittens als eine Möglichkeit der kirchlichen Reaktion die Einrichtung von Kasualagenturen zu beschreiben, am Beispiel der Trauung.

1. Vom Rückgang der kirchlichen Kasualien

Nicht nur die Mitgliederzahlen der Evangelischen Kirche (wie auch der katholischen sowie der christlichen Freikirchen) sind seit Jahrzehnten rückläufig. Viel stärker noch als sie Mitglieder verlieren, verlieren sie die Inanspruchnahme ihrer Kasualien. Im Folgenden habe ich die Zahl der Kasualien in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) insgesamt mit denen der Ev. Kirche in Baden (EKiBa) sowie den Zahlen für die Stadt Berlin in das Verhältnis zu ihrem jeweiligen Mitgliederverlust gesetzt. Dabei habe ich mich bewusst

auf die Kasualien Taufe, Trauung und Bestattung reduziert, da sie die Entwicklung am eindrücklichsten illustrieren. Der Zeitraum umfasst die Jahre 2000 bis 2019 bzw. 2018.³

Die vorliegenden Statistiken machen deutlich, dass es hinsichtlich des Mitgliederrückganges in der Evangelischen Kirche in Deutschland Unterschiede gibt. So geht ihre Zahl in den Metropolen im

Taufen (in der Ev. Kirche)

Jahr	Taufen EKD	Taufen <u>EKiBa</u>	Taufen Berlin	Mitglieder EKD	Mitglieder <u>EKiBa</u>	Mitglieder Berlin
2000	253.930	13.410	5.567	26.613.732	1.329.023	806.564
2010	204.922	10.640	4.367	24.515.000	1.260.893	648.331
2019	167.187	9.575*	2.596	20.713.000	1.116.079	541.316
Rückgang	34%	29%	45%	22%	16%	33%

* Zahlen von 2018

Bestattungen (durch die Ev. Kirche durchgeführt)

Jahr	Bestattungen EKD	Bestattungen <u>EKiBa</u>	Bestattungen Berlin	Mitglieder EKD	Mitglieder <u>EKiBa</u>	Mitglieder Berlin
2000	331.218	15.330	10.830	26.613.732	1.329.023	806.564
2010	299.127	15.833	7.206	24.515.000	1.260.893	648.331
2019	268.589	13.604*	5.062	20.713.000	1.116.079	541.316
Rückgang	19%	19%	53%	22%	16%	33%

* Zahlen von 2018

Trauungen (evangelisch sowie ökumenisch)

Jahr	Trauungen EKD	Trauungen <u>EKiBa</u>	Trauungen Berlin	Mitglieder EKD	Mitglieder <u>EKiBa</u>	Mitglieder Berlin
2000	69.645	3.978	1.405	26.613.732	1.329.023	806.564
2010	53.318	3.213	1.080	24.515.000	1.260.893	648.331
2019	41.983	2.446*	559	20.713.000	1.116.079	541.316
Rückgang	40%	30%	60%	22%	16%	33%

* Zahlen von 2018

Norden und Osten doppelt so schnell zurück⁴ wie in den ländlichen Räumen des Südens. Die EKD-Studie „Kirche im Umbruch“, die bis 2060 eine Halbierung der Mitgliederzahlen für die Evangelische Kirche insgesamt prognostiziert, arbeitet mit einem Durchschnittswert. Die Geschwindigkeit der Mitglieder-Schrumpfung ist in den Großstädten doppelt so hoch wie bspw. in der EKiBa, was zu einer signifikanten Ungleichheit der kirchlichen Verhältnisse bereits in den kommenden Jahren führen wird.

Im Gegensatz dazu ist (erstaunlicherweise) festzustellen, dass der Rückgang der Kasualien sowohl in Berlin als auch in der EKiBa gleich ausfällt – zumindest was die Taufen und Trauungen betrifft. In beiden Regionen – wie in der EKD insgesamt – ist hier ein Rückgang zu beobachten, der doppelt so stark ist wie der Mitgliederverlust. Für Berlin gilt das auch im Bereich der Bestattungen, was aber anscheinend ein großstädtisches Phänomen zu sein bleibt. Der massive Rückgang bei den Kasualien lässt sich – wie der Vergleich zeigt – nur zum Teil durch den Mitgliederverlust der Evangelischen Kirche begründen. Anscheinend sind selbst für einen wesentlichen Teil der evangelischen Christ*innen die kirchlichen Kasualien nicht attraktiv oder irrelevant, so dass sie nicht in Anspruch genommen werden.⁵

Die Gründe hierfür sind vielfältig und die folgende Aufzählung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit:

- Die Säkularisierung ist nicht nur ein Prozess innerhalb der Gesellschaft und

außerhalb der Kirchen, sondern sie findet in den kirchlichen Gemeinschaften selbst statt – wie die Austrittszahlen deutlich belegen. Ein nicht unerheblicher Teil säkularisierter Christ*innen ist (immer noch) Teil der christlichen Kir-

chen. So hat der Leipziger Religionssoziologe Gert Pickel herausgefunden, dass ca. 30% der evangelischen Kirchenmitglieder kein persönliches Gottesverhältnis oder einen Glauben an Gott überhaupt für sich behaupten.⁶ Von den unter 29jähri-

gen evangelischen Kirchenmitgliedern bezeichnen sich derzeit nur ca. 50% als religiös⁷ und bei den über 46jährigen sind es nur 75%.⁸ Es ist also durchaus vorstellbar, dass diese Mitglieder der evangelischen Kirche auf Kasualien verzichten, weil sie mit dem dort gepredigten Glauben nichts verbinden. Nicht wenige bleiben dennoch Mitglied, weil sie die Kirche vor allem als diakonischen Faktor in der Gesellschaft schätzen und unterstützen.

- Ein weiterer Grund für den Verzicht auf Kasualien ist der Rückgang der Familienbindungen. Besitzen Kasualien neben ihrer theologischen vor allem eine gemeinschaftsstärkende Dimension für die Familien, so entfällt deren Relevanz, wenn der familiäre Zusammenhalt nicht mehr oder nur kaum gegeben ist. Für Alleinerziehende stellt sich bspw. das Problem, dass beide Erziehungsberechtigte einer Taufe zustimmen müssen, was nicht selten an Gründen scheitert, die mit der Kasualie selbst wenig zu tun haben.

Selbst für einen wesentlichen Teil der evangelischen Christ*innen sind die kirchlichen Kasualien nicht attraktiv oder irrelevant

- Kasualien haben in den vergangenen Jahren einen gesellschaftlichen Akzeptanzverlust erfahren bzw. hat der soziale Druck nachgelassen, diese zu vollziehen. Hier ist bemerkenswert, dass es anscheinend im ländlichen wie urbanen Kontext heute problemlos möglich ist, auch als evangelische Kirchenmitglieder seine Kinder nicht taufen zu lassen und nicht kirchlich zu heiraten. Selbst eigene christliche Angehörige können rechtfertigungsfrei ohne die kirchliche Begleitung bestattet werden. Diese Tendenz wird unterstützt durch eine nachlassende Bindekraft der Institution Kirche.⁹
- Die Konkurrenz bei der Gestaltung von Passageriten hat in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen. So sind bspw. Standesbeamte*innen gehalten, nicht nur Trauungen durchzuführen, sondern diese – gegen entsprechenden Aufpreis – feierlich zu gestalten und dazu ggf. säkularisierte Kirchen aufzusuchen. Freie Pastor*innen bieten alle Formen von Kasualien auch ohne Kirchenbindung an, auch freie Taufen.¹⁰ Bestattungsinstitute sehen die Möglichkeit, ihre eigenen Trauerredner*innen zu verkaufen, die nicht selten auch die Wünsche nach einer christlichen Bestattung (mit Vaterunser und Segen) erfüllen.
- Schließlich hat die postmoderne Gesellschaft einen nachhaltigen Individualisierungsschub erlebt. Kirchliche Kasualien gelten vor diesem Hintergrund als unflexibel und wenig individuell. Dieser gesamtgesellschaftliche Prozess, den

Prozesse der Rationalisierung, Formalisierung und Standardisierung

Andreas Reckwitz u.a. in „Die Gesellschaft der Singularitäten“ beschreibt, hat m.E. einen wesentlichen Einfluss auch auf den Wunsch nach einer singulären Gestaltung von Passageriten, deren Erfüllung viele Menschen eher außerhalb als innerhalb der kirchlichen Agenden für realisierbar halten. Diesem Aspekt der Kasualverlagerung aus der Kirche heraus – aus Gründen der individuellen Gestaltungsfreiheit – möchte ich im Folgenden weiter nachgehen.

2. Die Gesellschaft der Singularitäten

Hintergrund des veränderten Kasualverhaltens ist m.E. u.a. die Transformation der deutschen Gesellschaft. Am Modell der „Gesellschaft der Singularitäten“ von Andreas Reckwitz soll aufgezeigt werden, weshalb besonders für den Bereich der Trauung die Konkurrenzangebote zur kirchlichen Kasualie an Bedeutung gewinnen.

Reckwitz beschreibt seine Gesellschaftstheorie als Klassentheorie. Nach ihm hat sich seit den 70er Jahren in der westlichen Welt eine neue Mittelklasse herausgebildet, die durch ihre besondere

Form der Valorisierung von singulärer Kultur gesellschaftsprägend geworden ist. Seiner Ansicht nach löst dieser „Kulturkapitalismus“ die bisherige „soziale Logik des Allgemeinen“ zugunsten einer „soziale(n) Logik des Besonderen“ ab.¹¹ Unter der vormaligen Logik des Allgemeinen sieht Reckwitz die „industrielle Moderne“ stehend, die sich durch Prozesse der Rationalisierung, Formalisierung,

Standardisierung usw. ausgezeichnete und das „Besondere“ eher diskriminierte als wertschätzte.¹²

Dieses „Besondere“ gewinnt jedoch nun an Bedeutung und wird zum (Kultur-) Wert an sich. Die Valorisierung des Lebens durch Durchkulturalisierung wird zur dauernden Aufgabe des spätmodernen Subjekts. „Diese Kulturalisierung des Alltags ist zugleich *Singularisierungsarbeit*: Man sucht nach dem Einzigartigen oder ist bestrebt, etwas durch eigene Gestaltung zu etwas Singulärem, das heißt ausgestattet mit erheblicher Eigenkomplexität, zu machen.“¹³

Im Anschluss an die Klassentheorie von Pierre Bourdieu sieht Reckwitz in der Spätmoderne neben die sozialen Kapitalformen von Vermögen, Bildung und Beziehungen auch die Kultur als Kapitalform treten. Kulturelles Kapital erwirbt man durch die „Selbstkulturalisierung des Lebensstils“.¹⁴ „Das spätmoderne Subjekt, konzentriert in der neuen Mittelklasse [...] lebt ein kuratiertes Leben.“ Der Kurator ist es selbst, indem es Traditionen und Stile auswählt und lebt.¹⁵

Dabei ist dieser auf das Singuläre hin ausgerichtete Wertewandel eine „soziale Logik“ bzw. Praxis. Es geht nach Reckwitz nicht um eine Form individueller Selbstverwirklichung, sondern um einen sozialen Anspruch, der es dem Individuum geradezu zur Pflicht macht, sich und seine Vollzüge singulär zu konstruieren und darin anderen gegenüber sichtbar zu repräsentieren. Die modernen sozialen Medien wie Facebook, Instagram usw. sind Ermöglichungsformen dieser doppelten Struktur aus singulärer Lebensgestaltung und Veröffentlichung derselben.¹⁶

Das so kuratierte Leben erwirbt einen sozialen Prestigewert, in dem Maße, in dem es sichtbar wird. Den gilt es immer weiter zu steigern.¹⁷

Träger dieser „Ökonomie der Singularitäten“ ist die neue akademische Mittelklasse, die nach Andreas Reckwitz seit den 80er Jahren gewachsen ist und heute ca. ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmacht. Mit dieser „Mittelklasse“ ist „das Milieu jener gemeint, die formal gesehen über ein hohes kulturelles Kapital von meist akademischen Bildungsabschlüssen verfügen und im Feld der Wissens- und Kulturökonomie arbeiten“. Diese Mittelklasse arbeitet an der „Singularisierung und Kulturalisierung ihres Lebensstils“, in dem der „Wert und das Erleben des Einzigartigen leitend wirken.“ Dieser Lebensstil, der sich durch „Authentizität, Selbstverwirklichung, kulturelle Offenheit und Diversität, Lebensqualität und Kreativität“ auszeichnet, strahlt von der neuen Mittelklasse aus und prägt damit insgesamt die „Struktur der Lebensstile“.¹⁸

Reckwitz argumentiert damit klar gegen die These eines pluralen Nebeneinanders „gleichberechtigter Lebensstile“ als Ergebnis der gesellschaftlichen Individualisierungsprozesse, wie sie bspw. Ulrich Beck formuliert hat.¹⁹ Sie mag nach Reckwitz noch für die 1950er bis 1970er Jahre gegolten haben, in denen gesellschaftlich die „Logik des Allgemeinen“ bzw. die „Logik der Standardisierung“ vorherrschte, doch spätestens seit den 68ern hat sich die „Logik des Besonderen“ durchgesetzt und damit die Singularisierung der Gesellschaft – quasi als Leitkulturform.²⁰ „Denn wenn die singularisierten Individuen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen,

dann reproduzieren sich charakteristische Schemata: The winner takes it all.“²¹ Das Singuläre wird zur Leitwährung der gesellschaftlichen Anerkennung.

Verlierer dieses Prozesses ist die alte Mittelklasse, die eher in den Logiken des Allgemeinen und der Tradition verhaftet geblieben ist. Sie entspricht nach den Sinusstudien dem Milieu, das vor allem für die Kirchen zur wesentlichen Träger- und Mitgliedergruppe zählte. Diese alte Mittelklasse verliert an gesellschaftlichem Einfluss bzw. an Deutungshoheit über die gesellschaftlichen Werte. Ihre gültigen sozialen Kapitalformen wie Geld, Status oder Bildung werden bspw.

durch Kreativität oder mediale Reichweite ersetzt.²² Die Vokabeln eines gelungenen Lebens sind jetzt „emotionale Intensität, Authentizität und Kreativität.“²³

Das hat m. E. auch Folgen für die kirchlichen Kasualien: Taufe, Hochzeit und Bestattung sind entsprechend der neuen singulären Kulturwerte nicht exklusiv, nicht individuell und ggf. auch nicht emotional genug. Zumindest wird ihnen das von der neuen Mittelklasse unterstellt, da diese Formen mit der alten Mittelklasse verbunden werden. Es stellt sich also die Frage, wie diesem neuen gesellschaftlichen Bedürfnis entsprochen werden kann, damit die kirchlichen Kasualien anschlussfähig für die neue Mittelklasse bleiben. Kreativität, Singularität und Sichtbarkeit (und zwar digitale) scheinen mir die Schlüsselbegriffe zu sein, die in die Konzeptionen kirchlicher Kasualien

Das Singuläre wird zur Leitwährung der gesellschaftlichen Anerkennung

Wie werden die kirchlichen Kasualien wieder anschlussfähig für die neue Mittelklasse

Einzug halten bzw. mit ihnen verbunden werden müssen. Theologisch wäre dies durchaus zu rechtfertigen, denn schließlich sind es die Kasualien, die den einzelnen Menschen als einzelnen Menschen oder einzelnes Paar in Beziehung zu Gott setzen. Singularität wohnt ihnen wesentlich inne und ist praktisch und öffentlich den Bedürfnissen der Spätmoderne anzupassen.

3. Singularisierung, Trauung und Kasualagentur

Im Folgenden soll nicht prinzipiell über den Sinn, die Gestalt von Kasualagenturen oder ihr Verhältnis zu den Ortsgemeinden nachgedacht werden. Dazu findet sich in der Literatur bereits vieles.²⁴ Die Fokussierung soll vor allem auf ihrem Beitrag zu einer Kasualpraxis der Singularitäten am Beispiel der Trauung liegen.

Reckwitz selbst hat der Sozialform Kirche in seinen Werken kaum Raum gewidmet. Für ihn scheint Religion in einer Gesellschaft der Singularitäten vor allem in den neuen und teilweise fundamentalistischen Ausprägungen vorzukommen, da sich diese von der kirchlich-traditionellen Kultur durch eigene

Entscheidung abgrenzen. Während die Kirchen Mitglieder verlieren, gewinnen die neuen religiösen Sozialformen an Aufmerksamkeit und Wert – weil sie „Gegenstand der Wahl“ sind.²⁵

Davon abgesehen sind es m. E. gerade die Kasualien, die auch innerhalb des

kirchlichen Kontextes den größten Spielraum zur individuellen bzw. singulären Gestaltung bieten. Allerdings wird dies von den Konkurrenten am deutlichsten bestritten, wie es bei der Trauung exemplarisch sichtbar wird. Säkulare Konkurrenten wie etwa die Standesämter versuchen alles, um den individuellen Charakter der Trauung zu stärken. Statt Standesamt gibt es die Wahlmöglichkeit unterschiedlichster Trauorte, von freier Natur bis säkularisierter Kirche, Burgkapelle o. ä. Die Ansprachen der Standesbeamten*innen sind ausführlicher und individueller gestaltet – gegen Aufpreis selbstverständlich. Die Standesbeamten*innen sind gehalten, diese teureren kommunalen Angebote zu bewerben und ins Gespräch zu bringen.²⁶ Der Rechtsakt der Eheschließung wird damit zum Event aufgewertet, das eine weitere Hochzeitsfeier im kirchlichen Kontext wie eine Dopplung erscheinen lässt.

Aber auch die christlichen Konkurrenten bei der Trauung pflegen in der Öffentlichkeit das Narrativ der unflexiblen kirchlichen Kasualie mit anscheinend einigem Erfolg in der neuen Mittelklasse.²⁷ Plattformen wie www.rent-a-pastor.com, www.trau-team.de oder www.pastor2go.de bieten christliche bzw. freireligiöse Trauungen mit dem Mehrwert der größtmöglichen Selbstbestimmung bezogen auf Ort, Inhalt usw. Darüber hinaus garantieren sie Sicherheit und Qualität: „Wir sind die erste Adresse im deutschsprachigen Raum, wenn es um Trauungen, freie Trauungen, ökumenische Hochzeiten, Jubiläen, Tau-

Wir sind die erste Adresse im deutschsprachigen Raum, wenn es um Trauungen, Taufen, Segnungen und Zeremonien geht

fen, Segnungen und Zeremonien geht, die höchsten Qualitätsansprüchen genügen und sogar einen „Rednerausfall-schutz“ anbieten!“²⁸

Mir als kirchlich sozialisiertem Menschen und Pfarrer wäre es nie in den Sinn gekommen, dass es für Traupaare wichtig sein könnte, einen „Pfarrer*innenausfall-schutz“ garantiert zu bekommen. Kollegiale Vertretung ist für mich eine Selbstverständlichkeit. Das wissen

aber vielleicht nicht unbedingt unsere Kirchenmitglieder. Wo sollten sie es auch erfahren – gerade wenn sie nicht zur Kern-gemeinde gehören?

Dass Pfarrer*innen durch ihr Studium, Vikariat, Berufspraxis und Fortbildungen qualitativ das High-End der Kasualgestaltung anbieten, steht für mich außer Frage. Wir müssen es als Kirche aber lauter sagen bzw. bewerben, damit das im öffentlichen Bewusstsein nicht verloren geht.

Neben Qualität und Sicherheit ist es aber vor allem das immer wieder offen oder unterschwellig kommunizierte Scheinargument, Kirche ist in ihren Kasualien traditionell und damit unflexibel und unindividuell. Eine Umfrage unter freien Ritualbegleitenden in Österreich aus dem Jahr 2013 ergab, dass nach ihrer Einschätzung ihre Kundinnen und Kunden am häufigsten aus „Unzufriedenheit mit kirchlichen Angeboten“, der „Entfremdung von den etablierten Kirchen“ und dem Wunsch nach „individueller Betreuung“ bzw. einer „großen Gestaltungsfreiheit“ die Entscheidung für eine freie Kasualie treffen.²⁹

So wirbt www.rent-a-pastor.com: „Bei unseren freien Trauungen bestimmt ihr das Maß der Spiritualität. Es kann eine komplett weltanschaulich neutrale Trauzeremonie sein, eine freie Trauung mit einigen christlichen Elementen oder eben ein echter Traugottesdienst. Wer das festlegt seid ihr.“³⁰ Weiter noch geht www.pastor2go.de: „Sie spüren, dass Heiraten wieder im Trend liegt? Eine standesamtliche Trauung ist Ihnen zu wenig? Sie möchten eine Trauung haben, die sich vom Status Quo abhebt? Sie gehören unterschiedlichen Konfessionen an, Sie wünschen sich eine zweisprachige Trauung oder wollen gar im Ausland heiraten? Wir setzen es mit Ihnen um!“³¹

Selbstverständlich bietet Kirche ökumenische Trauungen – warum bewerben wir es nicht konsequenter? Allerdings wird nicht jede Gemeinde das ganze Sprachportfolio zweisprachiger Trauungen abdecken können – doch gilt auch hier die kollegiale Unterstützung.³² Gerade für die neue Mittelklasse, die akademisch und international ausgerichtet ist, scheint das kein unwesentliches Anliegen zu sein.

Aber trauen wir unsere Gemeindeglieder auch im Ausland? Würden wir behaupten, dass eine Trauung in der evangelischen Kirche vom „Status quo abhebt“? Ein Argument, dass dem Singularitätsanspruch der eigenen Hochzeit geradezu lehrbuchhaft entgegenkommt. Worauf ich hinaus will: Evangelische Kirche muss bei ihren Kasualien nicht alles versprechen und mitmachen. Eine kirchliche Trauung muss sich nicht „vom Sta-

tus quo abheben“. Sie muss / kann aber individuell sein und damit das Singularitätsbedürfnis der Brautleute befriedigen. Warum soll sie nicht in der Natur, auf Mallorca oder unter Wasser stattfinden – solange sie die Biographie der Brautleute mit dem Evangelium von Jesus Christus zusammenbindet?

Will Kirche für die neue Mittelklasse mit ihren Kasualien attraktiv sein, dann muss sie ihre Kommunikation, ihr „Kasualmarketing“ professionalisieren. Meines Erachtens übersteigt das die Fähigkeiten der einzelnen

Gemeinden, die sicherlich in der Durchführung höchste Kompetenzen besitzen, für eine Imagekampagne auf allen Kanälen aber nicht die Ressourcen. Vielleicht würde das sogar die Möglichkeiten einer Kasualagentur übersteigen und wäre eher eine Aufgabe der EKD. Aber die Sicherstellung von Ansprechpartner*innen vor Ort – und damit meine ich nicht parochial, sondern regional – könnte eine Kasualagentur leisten. Sie kann hinsichtlich der Trauung

- zentral die Kasualanfragen entgegennehmen und an die Gemeinden weitervermitteln,
- bzw. wenn gewünscht
- die individuell passende (ggf. mehrsprachige) Pfarrerin empfehlen,
- die individuell passende Hochzeitskirche oder den Hochzeitsort suchen,
- die Hochzeit im Ausland unterstützen (ev. Gemeinde finden, ggf. evangelische Pfarrer*innen vor Ort usw.),
- die Hochzeit an ungewöhnlichen Tagen ermöglichen (Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten o. ä.),

Eine kirchliche Trauung kann individuell sein und damit das Singularitätsbedürfnis der Brautleute befriedigen

- durch die Bindung an die Kasualpfarrer*innen (oder den Trauort) Kasualgemeinden entwickeln (Gottesdienst zum Ehejubiläum, Gesprächskreise mit Menschen in der gleichen Lebenssituation usw.),
- u. a.

Das Bistum Essen hat mit seinem „Trauteam“³³ ein Beispiel gegeben, wie die Professionalisierung für das gesamte Bistum agenturähnlich organisiert werden kann.

Kombiniert man das mit der Unterstützung der anderen Kasualien und der Entwicklung neuer Kasualien (Valentinstag, Gedenken Gestorbener ohne An- und Zugehörige usw.) und einer gezielten Öffentlichkeitsarbeit, so liegen die Argumente und Effizienzen einer Kasualagentur auf der Hand.

Kasualien sind ein missionarisches Schlüsselmoment. Sie verschränken die eigene Biographie mit der individuellen Bestätigung Gottes und sind der Ort, wo Kirchenferne situativ in Kontakt mit Kirche und vor allem dem Evangelium kommen. Sie den Bedürfnissen der neuen und gesellschaftsprägenden Mittelklasse formal – nicht inhaltlich oder theologisch – anzupassen und durch eine Agenturstruktur attraktiv zu machen, ist missionarisches Handeln.

Literatur

- Amt für Statistik Berlin bzw. Berlin-Brandenburg: Statistisches Jahrbuch: 2001, 2011, 2012 und 2020 https://www.statistischebibliothek.de/mir/receive/BBAusgabe_mods_00000271
https://www.statistik-berlin-brandenburg.de/produkte/Jahrbuch/jb2011/JB_2011_BE.pdf

https://www.statistik-berlin-brandenburg.de/produkte/Jahrbuch/jb2012/JB_2012_BE.pdf

https://www.statistik-berlin-brandenburg.de/produkte/Jahrbuch/jb2020/JB_2020_BE.pdf

- Beck, Ulrich: Jenseits von Stand und Klasse? In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen 1983, 2. 35–74.
- EKD: Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Hannover 2014.
- EKD: Gezählt 2020. Zahlen und Fakten zum kirchlichen Leben. Hannover 2020: https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/Gezaehlt_zahlen_und_fakten_2020.pdf
- EKD: Kirche im Umbruch Zwischen demografischem Wandel und nachlassender Kirchenverbundenheit. Eine langfristige Projektion der Kirchenmitglieder und des Kirchensteueraufkommens der Universität Freiburg in Verbindung mit der EKD. Hannover 2019: https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/Kirche-im-Umbruch-2019.pdf

- EKD: Statistik über die Äußerungen des kirchlichen Lebens in den Gliedkirchen der EKD im Jahr 2000, 2010 und 2018 (endgültiges Ergebnis):

https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/kirch_leben_2000.pdf

https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/kirch_leben_2010.pdf

https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/kirch_leben_2018_r.pdf

- Handke, Emilia: Das Licht auf den Scheffel stellen. Warum es einer Ergänzung der parochialen Kasualpraxis bedarf. In: Futur2 (2020:2), <https://www.futur2.org/article/das-licht-auf-den-scheffel-stellen/> (23.03.2021)
- Kirchhof, Tobias: „Geht hin im Segen.“ – Die Kasualien wandern aus. Plädoyer für eine Individualisierung der Kasualpraxis durch Kasualzentren. In: Futur2 (2020:2), <https://www.futur2.org/article/geht-hin-im-segen-die-kasualien-wandern-aus/> (18.3.2021).
- Pickel, Gert: Engagement und religiöse Indifferenz. Kernergebnisse der fünften Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD im Überblick. In: EZW Materialdienst 2/2015, S. 43–56.
- Pickel, Gert: Vom Narrativ zur Realität? Religionssoziologische Überlegungen zu Säkularisierung und Relevanzverlust von Religion als Triebkraft für ein Verblassen von Gott in der Gesellschaft. In: Knop, Julia (Hrsg.) Die Gottesfrage zwischen Umbruch und Abbruch. Theologie und Pastoral unter säkularen Bedingungen. Freiburg 2019, S. 111–120.
- Reckwitz, Andreas: Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne. Berlin 2020 (EA 2019).

- Reckwitz, Andreas: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin 2020 (EA 2017).
- Schelsky, Helmut: Die Bedeutung des Schichtungsbegriffes für die Analyse der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft. In: ders.: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Düsseldorf u. a. 1965, S. 331–336.
- Schweighofer, Teresa: Individuell und einmalig – Freie Rituale in Österreich. In: Hans Gerald Hödl / Johann Pock / dies. (Hrsg.): Christliche Rituale im Wandel. Schlaglichter aus theologischer und religionswissenschaftlicher Sicht. Göttingen 2017, S. 143–157.
- Vögele, Wolfgang: Singularisierung, Säkularisierung oder sichere Schrumpfung? Eine Auseinandersetzung mit Andreas Reckwitz' These von der Singularisierung unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Lage der Religionssoziologie und Kirchentheorie. In: Tà katoprizómēna. Das Magazin für Kuns, Kultur, Theologie, Ästhetik. Singularitäten, Heft 125, 38 Seiten, <https://www.theomag.de/125/wv059.htm> (18.3.2021).

■ Tobias Kirchof, Berlin

- 1 „Kasualagentur“ wird im Folgenden als Arbeitsbegriff verwendet.
- 2 Vgl. dazu Kirchof: „Geht hin im Segen.“
- 3 Für die EKiba konnte ich die Zahlen für 2019 noch nicht finden. Die Quellen sind: EKD: Statistik über die Äußerungen des kirchlichen Lebens in den Gliedkirchen der EKD im Jahr 2000, 2010 und 2018, (endgültiges Ergebnis); EKD: Gezählt 2020. Zahlen und Fakten zum kirchlichen Leben sowie Amt für Statistik Berlin-Brandenburg: 2001, 2011, 2012 sowie 2020.
- 4 Ähnliche Zahlen wie für Berlin lassen sich bspw. auch für Hamburg nachweisen.
- 5 Vor diesem Hintergrund fand ich es doch erstaunlich, folgenden Eintrag auf der Homepage der EKiba zu finden: „WUSSTEN SIE EIGENTLICH, DASS ...
... sich 66% aller evangelischen Paare kirchlich trauen lassen?
... nahezu alle Kinder aus evangelischen Ehen getauft werden?
... nahezu alle evangelisch getauften Kinder ihre Zugehörigkeit zur Kirche durch die Konfirmation bekräftigen?
... die Zahl der Kirchenaustritte sinkt?“
<https://www.ekiba.de/landeskirche-gemeinden/zahlenfakten/schon-gewusst/> (15.3.2021)
- 6 Vgl. Pickel: Engagement und religiöse Indifferenz, S. 43–56.
- 7 Bis zum 31. Lebensjahr treten ca. 30% der getauften Männer und 22% der getauften Frauen aus der Evangelischen Kirche aus.
- 8 Vgl. Pickel: Vom Narrativ zur Realität?, S. 117.
- 9 Vgl. EKD: Engagement und Indifferenz, S. 87.
- 10 Vgl. <https://rent-a-pastor.com/was-ist-eine-freie-taufe/> (18.3.2021)

- 11 Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten, S 28ff.
- 12 Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten, S 45f.
- 13 Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten, S. 293.
- 14 Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten, S. 283.
- 15 Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten, S. 295.
- 16 Vgl. Reckwitz: das Ende der Illusionen, S. 217.
- 17 „Die selbstunternehmerische Statusinvestition, die der akademischen Mittelklasse zur Aufgabe wird, betrifft alle relevanten Kapitalsorten. Das hohe kulturelle Kapital muss auf den neuesten Stand gebracht und weiterentwickelt werden.“ Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten, S. 304ff.
- 18 Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten, S. 273–275.
- 19 Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten, S. 276. Vgl. Beck: Jenseits von Stand und Klasse?, passim.
- 20 Im Anschluss an Helmut Schelsky bezeichnet Reckwitz die Zeit der „Logik des Allgemeinen“ als „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ mit Massenkonsum und Massenkultur, wie sie nicht nur in den sozialistischen Staaten, sondern auch in den USA, der BRD und den skandinavischen Staaten vorherrschte. Vgl. Schelsky, Helmut: Die Bedeutung des Schichtungsbegriffes, passim und Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten, S. 276f. sowie zur „Logik des Allgemeinen“ bzw. „Besonderen“ S. 27ff.
- 21 Vögele: Singularisierung, S. 25.
- 22 So sind bspw. auch im kirchlichen Bereich Influencer*innen teilweise bekannter und gesellschaftlich einflussreicher als Bischöf*innen oder Synoden. Als prominenteste ist sicherlich Margot Kälßmann zu nennen, aber Theresa Brückner u. a. sind die nächste Generation, die mittels der sozialen Medien ihren Einfluss auch über den kirchlichen Kontext hinaus deutlich erweitern.
- 23 Vgl. Reckwitz: das Ende der Illusionen, S. 213.
- 24 Vgl. Handke: Das Licht auf den Scheffel stellen, passim; Kirchof: „Geht hin im Segen.“, passim. Die Überlegungen nach übergemeindlichen Kasualagenturen scheinen immer den Verdacht in sich zu tragen, sie stünden in Konkurrenz zum Kasualangebot der Gemeinden selbst. Dem ist m.E. nicht so. Sie sind die Reaktion auf den oben gezeigten Kasualverzicht bzw. die Kasualverlagerung von Mitgliedern unserer Kirche. Diese Personen, die meistens nicht zum Bereich der Kerngemeinde gehören, werden anscheinend durch die Kasualangebote der Gemeinden nicht erreicht. Sie sind aber die Zielgruppe des sich derzeit in Berlin gründenden „Segensbüros“ oder der in Hamburg geplanten „Kasualagentur“. Eine Konkurrenz scheint mir schon wegen der verschiedenen Zielgruppen ausgeschlossen.
- 25 Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten, S. 410.
- 26 So berichtete es ein Standesbeamter aus Berlin-Neukölln auf der eingangs erwähnten Kirchenkreissynode.
- 27 So reagierte bspw. das Trau-Team auf die Absagen kirchlicher Hochzeiten in der Corona-Pandemie durch die Gemeinden, indem sie aktiv eigene „Freie Trauung mit christlichen Elementen“ bewarben. Der Ablauf unterscheidet sich dabei nur geringfügig von einer kirchlichen

- Traung. <http://trau-team.de/freie-traung-mit-christlichen-elementen/> (24.3.2021)
- 28 <https://pastor2go.de/> (23.3.2021).
- 29 Vgl. Schweighofer: Individuell und einmalig, S. 152.
- 30 <https://rent-a-pastor.com/warum-eine-freie-traung/> (18.3.2021)
- 31 <https://pastor2go.de/hochzeit-mit-pastor2go/> (23.3.2021).
- 32 Die durchschnittliche Pastorin bei pastor2go spricht „Deutsch Englisch Französisch Spanisch Russisch Portugisisch [!] Polnisch Italienisch“ – zumindest behauptet das die Website.
- 33 <https://trauteam.bistum-essen.de/> (21.3.2021) Bitte nicht verwechseln mit dem Trau-Team (www.trau-team.de).

Die Kunst des Kasualgesprächs

■ Seit 2017 erforschen Maximilian Bühler und Miriam Pönnighaus an der Universität Heidelberg „Formen und Funktionen des Kasualgesprächs“. Ziel des Forschungsprojekts ist, den Funktionswandel des Kasualgesprächs der Gegenwart empirisch zu rekonstruieren. Die nachfolgenden Überlegungen verdichten erste Ergebnisse und praktisch-theologische Überlegungen.

1. Kasualgespräche als Kunst?

Sie kommen zum Gespräch, weil sich in ihrem Leben etwas Grundlegendes geändert hat: Neues Leben ist geworden, zwei Menschen haben sich gefunden und wollen füreinander Verantwortung übernehmen, ein geliebter Mensch ist nicht mehr. Nun wünschen sie sich einen einzigartigen Tag mit ihren Freunden und ihrer Familie, ein ästhetisch ansprechendes, ja besonderes Ritual, bei dem ihre einzigartige Geschichte erzählt, das vergangene Leben gewürdigt werden soll. Die Ansprüche an eine Kasualie sind hoch, und Kasualgespräche öffnen einen Raum, wo alle damit zusammenhängenden Wünsche artikuliert und Fragen geklärt werden.

So ist es nicht überraschend, wenn der Eindruck entsteht: Kasualgespräche zu führen, ist (eine) Kunst. Dies

gilt aufgrund der produktiven Mehrdeutigkeit von Kunst in mindestens drei Hinsichten. Kasualgespräche zu führen, ist eine Kunst im *metaphorisch-umgangssprachlichen Sinne*, weil sich die gesellschaftli-

Gelingende Kasualgespräche in Auseinandersetzung mit diesen vielfältigen Erwartungen sind eine Kunst

chen Bedingungen und damit die Erwartungen an Gestaltung und Durchführung einer Kasualie geändert haben (vgl. 2.). Gelingende Kasualgespräche in Auseinandersetzung mit diesen vielfältigen Erwartungen sind wahrlich eine Kunst; *handlungstheoretisch*, weil es für die Herausforderungen rund um die Kasualie keine Patentrezepte oder mechanischen Regeln gibt.¹ Theolog*innen sind daher in gefordert, einen je eigenen Stil zu finden, der sie als Pfarrperson ausmacht und den sie gut verantworten können. Und schließlich erfordern Kasualgespräche im *buchstäblichen Sinne* einen Sinn für Kunst und Ästhetik, weil dort mit dem Gottesdienst eine ästhetisch-performative, alle Sinne ansprechende Aufführung eines Kunst(hand)werks² erarbeitet wird.

2. Besonders muss es sein! Zu den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen

Im Vergleich zu den 1950er Jahren hat es starke Verschiebungen gegeben und es ist inzwischen viel weniger selbstverständlich, wie eine Kasualie abzulaufen hat. So hat sich das Kasualgespräch von einem reinen Verwaltungsakt weg, hin zu einem Gespräch entwickelt, in dem von Fall zu Fall je neu ausgelotet und geklärt werden

muss, wie die Kasualie gestaltet werden soll. Wie es zu dieser gesellschaftlichen Veränderung gekommen ist, hat Andreas Reckwitz in seiner Gesellschaftstheorie „Die Gesellschaft der Singularitäten“ he-

rausgearbeitet.³ Überzeugend identifiziert er das Streben nach Besonderheit als entscheidende Triebkraft einer tiefgreifenden Transformation aller gesellschaftlichen Bereiche. Dieses Streben hat auch den Bereich der Kasualien erfasst: Die Trauung, Bestattung oder Taufe soll etwas Besonderes sein. Die im Mittelpunkt stehende Person soll in ihrer Individualität repräsentiert werden, das Ritual soll dementsprechend singulär, auf die Person(en) und den Anlass genau zugeschnitten sein. Gleichzeitig muss

das Ritual in seiner Performanz aber sozial anschlussfähig sein, d. h. es darf nicht rein idiosynkratisch Eigenheiten darstellen, sondern muss auch vom Publikum als ein besonderes Ereignis bewertet werden, um erfolgreich zu sein.

Hier werden somit Fragen nach ästhetischer und narrativer Qualität aufgeworfen, die in den Kasualien als Singularitätsperformanzen eine immer größere Rolle spielen: In all ihren Facetten, vom Blumenschmuck über die Musik bis zur Würdigung der Person, wird es in der Kasualvorbereitung wichtig, ästhetische Gesichtspunkte zu berücksichtigen, die ästhetisch-organisatorische Aufgaben mit sich bringen: Kann der Traugottesdienst auch am Ort des Kennenlernens stattfinden? Muss man zur Taufe in die Kirche gehen oder ist sie auch in der freien Natur möglich? Wer gestaltet die Liedblätter, und hat darauf die Kennenlerngeschichte des Paares Platz? An welcher Stelle können die Gäste dem Täufling ihre ganz individuellen Wünsche mitgeben? Kann das Lieblingslied des Verstorbenen ge-

Wer erzählt welche Lebensgeschichte und wie wird diese im Ritual inszeniert?

spielt werden, auch wenn es überhaupt nicht kirchlich ist? Solche Fragen lassen sich unter der einen Frage subsumieren: Wie kann die Feier als eine besondere Veranstaltung gelingen? Die Kunst ist es, im Kasualgespräch, diese Fragen zu adressieren und angemessene Gestaltungsmöglichkeiten zu heben, die das gewünschte Ergebnis zur Folge haben.

Ausgesprochen deutlich wird der Wunsch nach der Besonderheit auch in der Frage nach der Besonderheit der erinnerten Lebens- bzw. Beziehungsgeschichte. Im Gottesdienst und vor allem in der Predigt soll diese in ihrer Besonderheit präsentiert und – so der theologische Anspruch – mit der christlichen Deutungstradition vermittelt werden.⁴ Im vorbereitenden Gespräch wird diese Lebensgeschichte rekonstruiert: Doch wer erzählt welche Lebensgeschichte und wie wird diese im Ritual inszeniert? Wie wird darin Familie konstruiert oder dargestellt? Angesichts dieser Gemengelage ist es nicht verwunderlich, wenn Pfarrer*innen ihre Aufgabe, diese Bedürfnisse und Wünsche im Gespräch zu heben und zu begleiten, tatsächlich als Kunst empfinden. Da der gesellschaftliche Wandel vor der Kirche nicht Halt macht, ist das Bedürfnis nach Besonderheit auch nichts, was nur von den Kasualbegehrenden an die Pfarrer*innen heran- und ins Gespräch hineingetragen würde. Längst beanspruchen auch Pfarrer*innen dies als Ziel für sich und ihre Arbeit. Mögliche Konflikte können allerdings dort auftreten, wo über die Valorisierung von erfolgreicher Besonderheit keine Einigkeit herrscht.

So stellt sich die Aushandlungsleistung in einem Kasualgespräch als umfassend und komplex dar. Eine gewachsene Anzahl mitwirkender Akteure, die an Planung und Durchführung beteiligt sind (seien es Bestattungsunternehmen, Patentante, Florist oder Brauteltern) vergrößern zudem noch den organisatorischen Aufwand.

Durch dieses Feld von Kontakten und Erwartungen zu navigieren erfordert Feingefühl und Geschick. Es ist nicht (mehr) möglich, mechanisch die Fälle abzuarbeiten. Doch genau das ermöglicht andererseits auch Freiheiten und Freiräume – und genau dort sind im Kasualgespräch kunstfertige Theolog*innen gefordert.

3. Kunst der Arbeit an Lebensgeschichte(n)

Kasualien sind anlassbezogen. Die klassischen Kasualien begehen und bedenken biographisch bedeutsame Einschnitte einzelner Biographien. Geburt, Paarwerdung oder das Ende eines Lebens werden in der Kasualie erinnert, begangen und weisen über sich hinaus auf das Zukünftige, das kommen wird.⁵ „Rede und Ritus

kontinuieren den präsenten Kasus in die Zukunft der Beteiligten hinein, indem sie Vergangenes aufrufen. Darüber wird das Zeiterleben in einen ordnenden Rhythmus eingezeichnet.“⁶

In der Kasualie bzw. im Kasualgespräch nimmt daher die erinnernde Erzählung der Lebensgeschichte bzw. von Teilaspekten der Lebensgeschichte einen raumgreifenden Platz ein. Die Angehörigen erzählen die Sterbgeschichte und Anekdoten aus

dem Leben der Verstorbenen. Das Brautpaar erzählt, wie es sich kennengelernt hat und wo der Heiratsantrag stattgefunden hat. Und die Eltern des Täuflings erzählen von seiner Geburt und wie sich der Alltag als frischgebackene Familie jetzt gestaltet und was sich verändert hat, seit das Kind auf der Welt ist. Kasualgespräche ist Kunst des Erzählens, Kunst des Zuhörens.

Dass Lebensgeschichte im Kasualgespräch dazugehört und erzählt werden soll, dürfte zu den Selbstverständlichkeiten zu rechnen sein. Entscheidender und interessanter ist empirisch die Frage nach dem *Wie* und *Wozu* des Erzählens. Wie erfragen Pfarrer*innen die Geschichten, wie gestalten sie ihr Zuhören? Wo findet Deutung statt? Welche Geschichten sind erwartbar, was ist mit dem Unerwarteten? Wozu werden Taufeltern nach den Ereignissen rund um die Geburt des Täuflings gefragt? Wozu wird die Kennenlerngeschichte erzählt? Wozu fragt die Pfarrerin die Hinterbliebenen nach der Lebensgeschichte des Verstorbenen? Ohne auf all diese Fragen *en détail* Antwort geben zu können,

werden in ihnen zwei wesentliche Aspekte des Erzählens im Kasualgespräch berührt: Erzählungen müssen (1.) im Gespräch aufgeführt, ja zur Darstellung gebracht werden. Zum anderen stößt man (2.) mit der Frage nach dem Wozu auf die unterschiedliche Funktionen der Erzählungen von Lebensgeschichte.⁷

Ad (1): Pfarrer*innen fragen nach Lebensgeschichte. Sie laden dazu ein, zu erzählen, stellen Fragen, nach besonders denkwürdigen Ereignissen oder haken

Kasualgespräche sind eine Kunst des Erzählens und des Zuhörens

nach, wenn sie einer Erzählung besonders große Bedeutung beimessen oder noch größere Verdichtung erhoffen. Dadurch steuern sie maßgeblich, welchen Verlauf die Erzählaufführung nimmt. In den Gesprächen kann gut gezeigt werden, wie unter den Kasualbegehrenden im Gesprächsvollzug das Recht, zu erzählen, erst ausgehandelt wird. Während der Erzählung machen die Angehörigen untereinander aus, wer die Erzählmacht hat, wer Spezialist für welchen Teil der Erzählung ist. Kriterien können hierbei etwa Zeitzeugenschaft oder Verwandtschaftsgrad sein. Gerade, aber nicht nur, bei Bestattungsgesprächen erweist sich Erzählen im Sinne eines *doing family*⁹ als Medium, Familienkonstellationen zu sortieren und neu zu konfigurieren. Auch bei dieser Herstellungsleistung der Kasualbegehrenden spielen Pfarrer*innen eine wichtige Rolle, denn sie tragen durch ihre Moderation und Fragekunst dazu bei, Rollen zu festigen oder zuzuweisen. So erweist sich die Kunstfertigkeit bei Pfarrer*innen darin, durch ihre Fragen und Gesprächsführung die Menschen zum Erzählen zu bewegen. Dabei gilt es, dem singulären Fall Kontur zu verleihen und idealiter unterschiedliche Perspektiven einzuholen.

Ad (2): Wenn Pfarrer*innen nach der Lebensgeschichte fragen, wird einleitend besonders bei Trauung und Bestattung der funktionale Zusammenhang zum Gottesdienst hergestellt: Die Pfarrer*innen begründen ihre Frage nach den Geschichten damit, dass Gottesdienst und

Ansprache möglichst persönlich sein sollen und sie daher möglichst viel über die betreffenden Personen wissen möchten. Pfarrer*innen markieren die homiletische bzw. liturgische Aufgabe hier also meist deutlich als Primärzweck der Erzählung. Auch im Verlauf der Erzählung wird die homiletische Zweckbezogenheit immer wieder thematisiert. Wo diese Markierung nicht explizit geschieht, ist i.d.R. davon auszugehen, dass zwischen den Gesprächsteilnehmenden ein Konsens darüber herrscht, weswegen es nicht

eigens besprochen werden muss. Denn auch den Kasualbegehrenden ist bewusst, dass Ziel des Gesprächs die anschließende Feier ist, und auch bei ihnen finden sich ähnliche Praktiken, wenn sie etwa

an bestimmten Liedern oder im Gottesdienst vorkommenden Gegenständen etc. Momente in der Lebensgeschichte festmachen, also die Ritualgestaltung an Lebensgeschichte knüpfen.⁹

Die Zweckbezogenheit von Lebensgeschichte als Materialpool für die Ansprache mag manch einem zu kurz gegriffen sein, gibt es doch spätestens seit der neueren Seelsorgebewegung den Anspruch, im Kasualgespräch Raum für Seelsorge zu eröffnen (vgl. 5.). Pfarrer*innen bewegen sich hier in einem Spannungsfeld, bei der Arbeit mit Lebensgeschichten zwischen homiletischer Zweckbezogenheit und Seelsorge ein richtiges Maß zu finden und beide Zwecke im Ausgleich zu halten.

Pfarrer*innen bewegen sich in einem Spannungsfeld, zwischen homiletischer Zweckbezogenheit und Seelsorge ein richtiges Maß zu finden

4. Kunst eines stimmigen Ritualdesigns

Neben das Bezugsproblem der Erzählung einer Lebens- und Familiengeschichte tritt als zweite Aufgabe, in Kasualgesprächen liturgische Gestaltungsfragen zu besprechen. Wie soll das Brautpaar einziehen? Welcher liturgische Text oder Blumenschmuck passt zum Täufling oder zum Verstorbenen? Ist die Kasualmusik biographisch stimmig und zugleich dem Anlass gemäß passend?

Wer übernimmt ein Fürbittegebet oder wollen die Hinterbliebenen an der Bestattung selbst etwas sagen? Ziel in der Beantwortung all dieser Fragen ist – wie unsere empirischen

Analysen ergeben haben –, dass das Ritualdesign *stimmig* ist. Um dies zu entscheiden, müssen die unterschiedlichen Gestaltungsfragen auf ihrer (Un-)Stimmigkeit hin diskutiert werden. Stimmigkeit wird zum aushandlungsbedürftigen *Geltungsanspruch*.¹⁰

Wir sprechen von Ritualdesign – in Ergänzung und in Spannung zum Gottesdienst als Kunstwerk¹¹ –, weil in der ästhetischen Praxis des Designs – als „*Erarbeitungen der Funktion im Medium von Prozessen der Formgebung*“¹² – auch die organisatorischen Absprachen, die Dienstleistungsanalogien der Interaktion und die Zweckbezogenheit vieler ästhetischer Aspekte integrierbar sind.

Stimmige Ritualdesigns entstehen gegenwärtig nicht (mehr) am Reißbrett im pastoralen Arbeitszimmer, sondern sie entstehen in der Interaktion. Die Kasualbegehrenden artikulieren selbstbewusst-

Stimmige Ritualdesigns entstehen nicht am Reißbrett im pastoralen Arbeitszimmer, sondern sie entstehen in der Interaktion

ter und selbstbestimmter ihre Geltungsansprüche, und die Pfarrer*innen sind – komplementär dazu – interessiert an ihren Gestaltungsideen. Alle Interaktant*innen offenbaren eine gemeinsame Orientierung am Ideal biographischer Stimmigkeit (vgl. 2.). Das Ritualdesign muss zum Paar, zum Täufling und den Taufeltern oder zum Verstorbenen und den Hinterbliebenen passen. Nur so wird es singulär, besonders, individuell.

Biographische Stimmigkeit kann umstritten sein und reicht als Kriterium allein nicht aus. Denn trotz dieses geteilten Interesses an der Besonderung, das auf geteilte soziale Muster (wie die Singula-

risierungslogik) schließen lässt, stellen sich in der Interaktion *unterbestimmte Stimmigkeiten* oder gar *Unstimmigkeiten* ein, die teils ins Konfliktvolle kippen können. Nicht immer sind sich die Kasualbegehrenden einig, welche Musik passend ist, oder können versiert begründen, warum sie einen Taufspruch ausgewählt haben. Nicht immer ist dem Brautpaar bewusst, welchen traditionellen Hintergrund der klassische Einzug von Braut und Vater hat; und vielleicht ist dieser Hintergrund auch irrelevant? Diese Unstimmigkeiten können sich mithin *einerseits* zwischen unterschiedlichen Akteuren einstellen – etwas kann team-intern¹³ unter den Kasualbegehrenden umstritten sein, zwischen Pfarrer*innen und Kasualbegehrenden, aber auch unter Einfluss externer Akteur*innen (Brauteltern, Bestatter*innen, Friedhofsordnungen, Wedding planner usw.). *Andererseits* können

die unterbestimmten Stimmigkeiten und Unstimmigkeiten unterschiedliche Gründe haben. Keinesfalls prallen hier immer in stereotyper Weise Singularisierungsbestrebung auf Traditionsbeharrung. Vielmehr kann es in mangelnder Artikulationsfähigkeit, unterschiedlichen Vorstellungen von Anlassgemäßheit oder schlicht der Singbarkeit begründet liegen. Manchmal wird aber auch einfach pragmatisch abgekürzt und es bleibt unklar, warum das eine Lied passend ist und das andere nicht.

Die Geburt eines stimmigen Ritualdesigns gleicht für die Pfarrer*innen einer Hebammentätigkeit. Interaktiv müssen diffuse Gestaltungsideen Form gewinnen, der Vielstimmigkeit gilt es Raum zu geben, und dabei auftretende Unstimmigkeiten müssen bearbeitet werden. *Die Kunst des Kasualgesprächs ist Kunst einer ritualgestalterischen Mäeutik.* Das bedeu-

tet zugleich: Mit einer schlichten Frage danach, was die Kasualbegehrenden für Gestaltungsideen haben, ist es nicht getan. Eine *erste* Herausforderung besteht mithin darin, zu explorieren, welche lebensgeschichtlich bedeutsamen Aspekte (Lieder, Texte, Symbole) ins Ritualdesign integrierbar sind.¹⁴ Rituelle Gestaltung hat ihre Quelle also in der Erzählung und gewinnt ihre Stimmigkeit aus der Resonanz zwischen Ritualdesign und Lebensgeschichte. Auch Andeutungen gilt es nachzugehen und ihre Stimmigkeit auszuloten. Denn mit jeder Idee steht auch zur Disposition, *warum* diese passt. In diesem

Rituelle Gestaltung gewinnt ihre Stimmigkeit aus der Resonanz zwischen Ritualdesign und Lebensgeschichte.

Artikulationsprozess gilt es die Grenzen des Ausdrückbaren zu achten und diese sorgsam abzutasten. Gerade biographische Erlebnisqualitäten, die zum Beispiel Musik evoziert, lassen sich nicht immer in Worte fassen. Will man diesen Artikulationen „bewillkommend“¹⁵ gegenüber treten, müssen für diese zarten Artikulationsversuche Räume geöffnet werden, ohne sie – aufgrund möglicher Vorbehalte – vorschnell für unstimmig zu erklären.

Teil der Mäeutik ist zweitens, diesen Gestaltungsprozess durch Vorschläge und Beratungen zu begleiten. Während die Kasualbegehrenden zwar artikulieren können, was sie (un-)passend finden, fehlt ihnen meist ein reiches Repertoire, aus dem sie schöpfen können. Pfarrer*innen dagegen haben (idealiter) einen reichhaltigen Schatz an Gestaltungsmöglich-

keiten und Erfahrungen zu bieten, durch die in Korrespondenz zu den Gestaltungsansätzen passende Ritualdesigns ent-

bor-gen werden können. Agenden und Gesangbücher sind hierin hilfreiche kodifizierte Traditionen stimmiger Texte und Lieder. Zugleich weist dies auf offene Fragen hin. Wie kann im Blick auf das Liedgut der Kontakt der Lebenswelt der Kasualbegehrenden gehalten werden? Welche Gestalt zukünftiger Agenden unterstützt diese Mäeutik? Ist dieser Aspekt in der Ausbildung genügend berücksichtigt? Die vorsichtigen Fragen deuten an, dass die Bedürfnisse der Praktiker*innen darüber entscheiden müssen, ob die Voraussetzungen für eine ritualgestaltende Mäeutik gegeben oder möglicherweise Neujustierungen notwendig sind.

Schließlich ist es eine Kunst, im Anschluss an das Gespräch mit „Prägnanzformen des Unbestimmten“¹⁶ umzugehen. Im Gespräch lassen sich nie erschöpfend die Gründe für oder gegen ein Gestaltungselement heben.

Häufig werden vielmehr nur Ansätze der Stimmigkeitsgründe ausgedrückt.

Diese Deutungspraxis ist nicht ohne Risiko

Folglich bleibt für die Pfarrer*innen die Aufgabe, mögliche Deutungsversuche zu machen. Welche Eschatologie verbirgt sich in „Somewhere Over The Rainbow“ und wie verhält sich das zur christlichen Eschatologie? „All You Need Is Love“ sangen die Beatles, aber ist das so? Und wenn ja, wessen Liebe in welcher Gestalt? Wenn die Hinterbliebenen „Ein feste Burg“ als „starkes Lied“ ansehen – was meinen sie damit? Das pragmatische „auf-sich-Bewenden-Lassen“ der Stimmigkeitsartikulation im Bestattungsgespräch lässt Raum für Deutung. Es kann im Kasualgottesdienst sichtbar gemacht werden, was im Kasualgespräch noch nicht gesehen wurde; auf das zu zeigen, was die Kasualbegehrenden sich nicht selbst zeigen können. Ein stimmiges Ritualdesign heißt nicht, einfach nur die Kundenwünsche abzusegnen, sondern „eine an den Grundlagen des christlichen Glaubens orientierte und zugleich zugewandte, an der Einzigartigkeit der Situation interessierte Atmosphäre entstehen zu lassen“¹⁷. Diese Deutungspraxis ist nicht ohne Risiko. Denn wer Implizites explizit macht, legt auch fest, was in seiner Diffusität stimmig, in seiner Konkretion aber möglicherweise unstimmig ist. Wer Macht zur Deutung hat, muss machtsensibel sein. Das gilt – nicht zuletzt – am

vordringlichsten dort, wo Grenzen gestalterischer Möglichkeiten gezogen werden. Sicherlich wäre es missverstanden, aus einer krummen Dienstleistungsanalogie zu folgern, dass für die Kasualbegehrenden alles möglich gemacht

werden muss. Aber eine Ablehnung muss einer Vertrauensbasis entachsen.

Und diese wird dadurch begründet, dass die Beteiligten zuvor einen empathischen Verständigungsversuch unternommen haben, warum eine Gestaltungsform (un-)stimmig ist. Sie setzt also die vorig skizzierten mäeutischen Schritte voraus und kann dann nur *ultima ratio* angesichts einer wirklich bleibenden Unstimmigkeit sein.

5. Die vielen Gesichter der Kasualseelsorge

Die Geschichte moderner Seelsorgetheorie ist eng mit Kasualien verknüpft – und das im doppelten Sinne. Zum einen hat Schleiermacher durch seine Seelsorgelehre wirkmächtig begründet, dass mit Seelsorge die individuelle Zuwendung in Kasualreden¹⁸ zu identifizieren und als *cura animarum specialis* zu praktizieren ist¹⁹. Zum anderen wurden die mit den Kasualien verknüpften lebensgeschichtlichen Übergänge – spätestens seit der neueren Seelsorgebewegung – als paradigmatische Anlässe für Seelsorge rekonstruiert.²⁰ Geburt, Eheschließung, Sterben und Tod sind „Lebenskrisen“,²¹ zu deren Anlass das Dasein in besonderer Weise fraglich und damit klärungsbedürftig wird. Seelsorge wurde als eine, wenn nicht gar die wichtigste Funktion von Kasualgesprächen identifiziert. Wohl auch deshalb waren Kasualgespräche das Beispiel par excellence, neue

seelsorgliche Ansätze zu diskutieren (sei es tiefenpsychologisch, narratologisch oder systemisch).²² Nach und nach wurde allerdings auch nuanciert und relativiert, inwiefern Kasualgespräche eine „seelsorgliche (Un-)Gelegenheit“ sind.²³ Die pastoralpsychologisch angedachte Beratung im Kasualgespräch schien zusehends unrealistisch und überfordernd.²⁴ Zugleich verschob sich der Akzent in Richtung gestalterischer Vorbereitung als Hauptfunktion der Gespräche. Empirisch gewendet lautete unsere Frage jedoch nicht, was uns systemische oder pastoralpsychologische Seelsorgeansätze sehen machen und lassen. Vielmehr zielte sie darauf ab, zu rekonstruieren, worin die

unbestritten seelsorgliche Dimension von Kasualgesprächen liegt (und liegen könnte). Wir entdeckten: Kasualseelsorge hat viele unterschiedliche Gesichter. *Erstens* geschieht Seelsorge als Erzählung von Lebens- bzw. Familiengeschichte.²⁵ Im Medium der Erzählung vergegenwärtigen sich die Kasualbegehrenden gemeinsam mit den Pfarrer*innen vergangene Widerfahrnisse. Sie (re-)konstruieren im Vollzug der Narration ihre Identität. Sie beantworten – auf eine mögliche Weise – die Frage, wie sie so geworden sind und wie geschehen konnte, was nun der Fall ist (Partnerschaft, Sterben/Tod, Geburt). Dabei werden nicht zuletzt auch die Überschussmomente sichtbar; Momente, in denen wir Leben als geschenkt, entrissen, gesegnet, unterbrochen oder ganz empfunden haben. Mithin wird die Lebensgeschichte durchsichtig für ihre religiöse Deutungsdimension. Dabei wird nie nur die Geschichte eines Einzelnen bearbeitet, sondern immer auch dessen Be-

Die Lebensgeschichte wird durchsichtig für ihre religiöse Deutungsdimension

ziehungsgeschichte. Durch die Erzählung re-konfiguriert sich ein System. *Zweitens* kann (!) Seelsorge sich als erzählerische Thematisierung akuter Lebenskrisen ereignen. Meist geschieht dies, wenn zum Kasus weitere Krisen hinzutreten. Wenn nicht nur die Mutter stirbt, sondern auch der Ehemann sich scheiden lässt. Wenn nicht nur geheiratet wird, sondern auch der Vater stirbt oder ein Krankheitsfall auftritt. Diese Gesprächssequenzen schieben sich in den „gewöhnlichen“ Gesprächsverlauf ein und verlangen den Pfarrer*innen ab, von der Gottesdienstvorbereitung zu abstrahieren und Raum für Familiengeheimnisse²⁶ und das Außerordentliche

zu machen. *Drittens* lässt sich der Prozess des Ritualdesigns seelsorglich qualifizieren. Die oben entfaltenen Aspekte einer ritualgestalterischen Mäeutik sind nicht nur liturgisch opportun, um zu einem stimmigen Ritualdesign zu gelangen, sondern sie sind Praxis diakonischer Seelsorge²⁷. Die Kasualbegehrenden in ihrer Artikulation von Gestaltungsideen „bewillkommend“ gegenüberzutreten, entspricht einer seelsorglichen Haltung, die die „geistige Freiheit“²⁸ des Gegenübers zum Ziel hat. Die Seelsorger*innen versuchen, die Kasualbegehrenden in einer symbolisch prägnanten Stimmigkeitsartikulation zu unterstützen und in ihren Motiven zu verstehen, bevor ein eigenes Urteil abgegeben wird. Sie gibt dem Fremden Raum und klammert das Eigene (zunächst) ein. Diakonisch orientieren sich die rituelle Beratung und die Vorschläge an den Bedürfnissen der Kasualbegehrenden, sich samaritergleich ganz in den Dienst der Kasualbegehrenden zu stellen.

Das Charakteristikum der Kasualseelsorge besteht gerade in der Kombination dieser unterschiedlichen seelsorglichen Praktiken. Und es macht zugleich die Kunst eines gelingenden des Kasualgesprächs aus, mit dieser Vielfalt der Seelsorge zu rechnen und sie zu beherrschen. Das Integral, ja die Klammer, die diese vielfältigen Seelsorgepraxen zusammenhält, bildet die Wahrnehmung der Besonderheit jedes einzelnen Falls. Egal ob es die Erzählung einer Lebens- und Beziehungsgeschichte, ein Gestaltungswunsch oder eine außerordentliche Krise ist: Niemals darf der Fall zum Typus werden. Niemals darf die Routine das Singuläre dominieren, auch wenn sich natürlich in jedem Fall ein Muster zeigt. Andernfalls geht die seelsorgliche Grundierung eines Kasualgesprächs verloren.

6. Kasualgespräche als Kunst!

In der Gegenwart wird angestrebt und positiv valorisiert, was besonders ist. Kriterien bilden die narrative und ästhetische Singularitätsqualität, entlang denen auch Kasualien wahrgenommen werden. In ihnen sollen besondere Lebensgeschichten und besondere Rituale zur Aufführung kommen. Diesen Qualitäten korrespondieren in Kasualgesprächen die erzählerischen und ritualdesignerischen Bezugsprobleme, die Pfarrer*innen und Kasualbegehrende gemeinsam zu lösen versuchen. Die gelingende Erzählung einer Lebensgeschichte sowie die partizipative Gestaltung eines Kasualgottesdienstes sind angesichts hoher Erwartungen und schwindender geteilter Selbstverständlichkeiten eine Kunst. Es bedarf des aufmerksamen Zuhörens und

Fragens, um die Erzählung zu begleiten und die Besonderheit einer Lebens- und Beziehungsgeschichte zu rekonstruieren. Es bedarf einer ritualdesignerischen Mäeutik, Gestaltungsideen zu heben und in ihrer Resonanz zur Lebensgeschichte auszuloten. Besonderheiten wollen entdeckt und interaktiv als solche identifiziert oder differente Valorisierungen ausgehandelt werden. Bei allem darf die seelsorgliche Grundierung der Begegnung nicht verloren gehen, indem ein Blick für die Individualität hinter dem Wiederkehrenden und (vermeintlich) Bekannten gestellt wird. Immer muss im Bewusstsein bleiben,

Es bedarf einer ritualdesignerischen Mäeutik

dass Ritualdesign und Erzählungen bereits Vollzugsformen von Seelsorge sind, dass aber auch Raum sein muss, die gottesdienst-

bezogenen Aufgaben beiseite zu legen, um die den Kasualien zugrundeliegenden Kontingenzereignisse zu reflektieren. Die besondere Kunst liegt – betrachtet man Kasualgespräche im Gesamten – gerade in der Vieldimensionalität der Aufgaben, die Pfarrer*innen zu jonglieren haben, wenn sie punktuell auf Kasualbegehrende treffen, um sie in der Erinnerung und Feier signifikanter Ereignisse zu begleiten. In der künstlerischen Praxis existieren zwar keine simplen Lösungsstrategien. Aber vielleicht liegt genau darin der Reiz, in immer neuen Anläufen nach Antworten auf die Herausforderungen gegenwärtiger Kasual(gesprächs)praxis zu suchen.

■ Maximilian Bühler und
Miriam Pönnighaus, Heidelberg

- 1 Vgl. klassisch Friedrich D. E. Schleiermacher, Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen. Zweite umgearbeitete Ausgabe (1830). Nebst den Marginalien aus Schleiermachers Handexemplar, in: Friedrich D. E. Schleiermacher (Hrsg.), *Universitätschriften, Kritische Gesamtausgabe*, Abt. 1: Schriften und Entwürfe, Bd. 6., Berlin u.a. 1998, 317–446, §§265–266.
- 2 Vgl. zum Gottesdienst als Kunst(hand)werk Albrecht Grözinger, *Der Gottesdienst als Kunstwerk*, in: PTh 81 (1992), 443–453; Kristian Fechtner, *Predigt und Gottesdienst als Kunsthandwerk. Eine Anregung*, in: Kristian Fechtner/Lutz Friedrichs (Hrsg.), *Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagsgottesdienst im Umbruch (PTh 87)*, Stuttgart 2008, 147–155.
- 3 Vgl. A. Reckwitz, *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, Berlin 2018.
- 4 Vgl. zu diesem Anspruch an eine Kasualrede Christian Albrecht, „Karlichen“, die Hirschrede und die Grasrede. Was darf man von einer Kasualpredigt erwarten?, in: Thomas Klie/Folkert Fendler/Hilmar Gattwinkel (Hrsg.), *On Demand. Kasualkultur der Gegenwart (Kirche im Aufbruch 24)*, Leipzig 2017, 61–85.
- 5 Thomas Klie, *Als Einleitung. Konturen einer neuen Sicht auf Kasualien*, in: Thomas Klie/Folkert Fendler/Hilmar Gattwinkel (Hrsg.), *On Demand. Kasualkultur der Gegenwart (Kirche im Aufbruch 24)*, Leipzig 2017, 7–24, hier 19–23.
- 6 A. a. O., 19.
- 7 Vgl. zu dieser Ebenendifferenzierung Kristin M. Langellier u. Eric E. Peterson, *Narrative Performance Theory: Making Stories, Doing Family*, in: Dawn O. Braithwaite/Elizabeth Suter/Kory Floyd (Hrsg.), *Engaging Theories in Family Communication. Multiple Perspectives*, New York, NY 2006, 99–114, hier 103–106.
- 8 Vgl. Maximilian Bühler, *Bestattungsgespräche als Doing Family. Beobachtungen zur Gestalt narrativer und ritualdesignerischer Praktiken*, in: Katharina Krause/Manuel Stetter/Birgit Weyel (Hrsg.), *Kasualien als Familienfeste. Familienkonstitution durch Ritualpraxis (PTh 87 ???)*, Stuttgart 2021, ?? (im Erscheinen)
- 9 Einzig bei der Taufe ist die Materialgenerierung nicht im Vordergrund. Dies mag mit verschiedenem zusammenhängen. Z.E. gibt es aus einem Säuglingsleben vielleicht noch nicht so viel zu erzählen, z.A. lässt die liturgische Ausgestaltung i.d.R. unter den drei Kasualien am wenigsten individuelle Ansprache zu. Eine Erwachsenentaufe würde möglicherweise ein anderes Bild ergeben.
- 10 Vgl. Matthias Jung u. Magnus Schlette, *Stimmigkeit als Geltungsanspruch*, in: DZPh 66 (2018) 5, 587–606 Vgl. zur Ethik gestalterischer Fragen Peter Bubmann, *Kriterien und Perspektiven für gottesdienstliche Musik in einer sich verändernden Gesellschaft*, in: Irene Mildenerberger/Wolfgang Ratzmann (Hrsg.), *Klage – Lob – Verkündigung. Gottesdienstliche Musik in einer pluralen Kultur (Beiträge zur Liturgie und Spiritualität 11)*, Leipzig 2004, 11–35.
- 11 Vgl. exemplarisch Grözinger, *Gottesdienst als Kunstwerk*.
- 12 Daniel Martin Feige, *Design. Eine philosophische Analyse*, Frankfurt am Main 2018, 132 Vgl. zur Heuristik Ritualdesign außerdem einführend Janina Karolewski, Nadja Miczek u. Christof Zotter, *Ritualdesign – eine konzeptionelle Einführung*, in: Janina Karolewski/Nadja Miczek/Christof Zotter (Hrsg.), *Ritualdesign. Zur kultur- und ritualwissenschaftlichen Analyse „neuer“ Rituale*, Bielefeld 2012, 7–28.
- 13 Vgl. zum hier verwendeten interaktionstheoretischen Begriff des Teams Erving Goffman, *The Presentation of Self in - Everyday Life*, London 1990, 85–103.
- 14 Gernot Meier spricht hier von „narrative[r] Exploration“ Gernot Meier, *Rituale designen. Ein Baukasten für religiöse Bastler und engagierte Liturgen*, in: KAMP kompakt 5 (2017), 11–30, hier 17.
- 15 Jung/Schlette, *Stimmigkeit*, 592 Vgl. unten zur poimenischen Begründung dieser Haltung.
- 16 Matthias Jung, *Der bewusste Ausdruck. Anthropologie der Artikulation (Humanprojekt 4)*, Berlin 2009, 470.
- 17 Birgit Weyel, *Kasualkompetenz. Kirchliches Handeln in einer pluralistischen Gesellschaft*, in: Matthias Petzoldt (Hrsg.), *Europas religiöse Kultur(en). Zur Rolle christlicher Theologie im weltanschaulichen Pluralismus (Theologie – Kultur – Hermeneutik 14)*, Leipzig 2012, 243–253, hier 251.
- 18 Vgl. Friedrich D. E. Schleiermacher, *Die Praktische Theologie nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen herausgegeben von Jacob Frerichs (Friedrich Schleiermacher's Sämtliche Werke. Erste Abtheilung: Zur Theologie, Dreizehnter Band)*, Berlin 1850, 321ff.
- 19 Vgl. a. a. O., 427ff.
- 20 Hans-Joachim Thilo, *Beratende Seelsorge. Tiefenpsychologische Methodik dargestellt am Kasualgespräch*, Göttingen 21975.
- 21 Richard Riess, *Die Krisen des Lebens und die Kasualien der Kirche*, in: EvTh 35 (1975), 71–79.
- 22 Christoph Morgenthaler, *Systemische Seelsorge. Impulse der Familien- und Systemtherapie für die kirchliche Praxis*, Stuttgart 2014.
- 23 Vgl. exemplarisch vor allem Kerstin Lammer, *Den Tod begreifen. Neue Wege in der Trauerbegleitung*, Neukirchen-Vluyn 2013 Vgl. zu dieser Redewendung Holger Eschmann, *Das Bestattungsgespräch – eine seelsorgliche Gelegenheit?*, in: Maximilian Bühler/Miriam Pönnighaus/Florian Volke (Hrsg.), *Kasualgespräche im Wandel. Eine kirchliche Praxis im Spannungsfeld von Tradition und kirchlichem Umbruch (Heidelberger Studien zur Praktischen Theologie 24)*, Münster 2020, 305–320.
- 24 Vgl. exemplarisch Reinhard Schmidt-Rost, *Evangelisches Kasual-Pastoral*, in: PTh 105 (2016) 10, 461–471, hier 467
- 25 Vgl. hierzu grundlegend Albrecht Grözinger, *Seelsorge als Rekonstruktion von Lebensgeschichte*, in: WzM 38 (1986), 178–188.
- 26 Vgl. Ulrike Wagner-Rau, *Lebensgeschichten sind voller Geheimnisse. Familiengeheimnisse in der Kasualpraxis*, in: ZGP (1/2007), 9–10.
- 27 Vgl. zu den problematischen Dualen, die aus der Trennung von Diakonie und Seelsorge resultieren Henning Luther, *Diakonische Seelsorge*, in: WzM 40 (1988), 475–485.
- 28 Schleiermacher, *Praktische Theologie*, 431, 445.

Die Liebe kennt kein „Das-macht-man-aber-so“ – Kasualien als Ressource eines individuellen Christentums?

■ Pfarrerin Ulrike Beichert zeigt das Spannungsfeld der Kasualien zwischen dem Ausdruck individueller Frömmigkeit und Gestaltungswünschen sowie die kirchlich-institutionellen Vorgaben der Amtshandlungen auf. Sie plädiert dafür, dass Kasualien zu Räumen der Sinnfindung werden und gibt einen Ausblick auf die weitere Befassung der Landeskirche mit den Kasualien.

Als Leiterin der „Arbeitsstelle Gottesdienst“ der Evangelischen Landeskirche in Baden bin ich unter anderem Anlaufstelle für Anfragen, die im weitesten Sinne einen Bezug zu gottesdienstlichen Vorgängen, auch bei Kasualien haben. Eine typische solche Mailanfrage lautete so:

„Am Donnerstag erhielt ich einen Anruf im Pfarramt N. von Frau M., die mir erklärte, dass sie gern ihren Sohn taufen würde, allerdings mit der Besonderheit, dass sie auf der Suche nach einem Samstagstermin sei, da sehr viel Verwandtschaft nicht auf Sonntagmorgen anreisen könnte. Nachdem ich ihr sagte, dass wir uns sehr über Taufanfragen freuen, erkundigte ich mich, wo die Dame wohne. Sie sagte mir, dass sie aus D. sei, aber dort die Info bekommen hätte, dass Samstag nicht getauft wird, sie aber einen Entlassschein bekommen könnte und gern in einer anderen Gemeinde nachfragen könnte. ...

Ich sagte der Dame, dass ich mich kümere und mich Anfang der Woche melde.

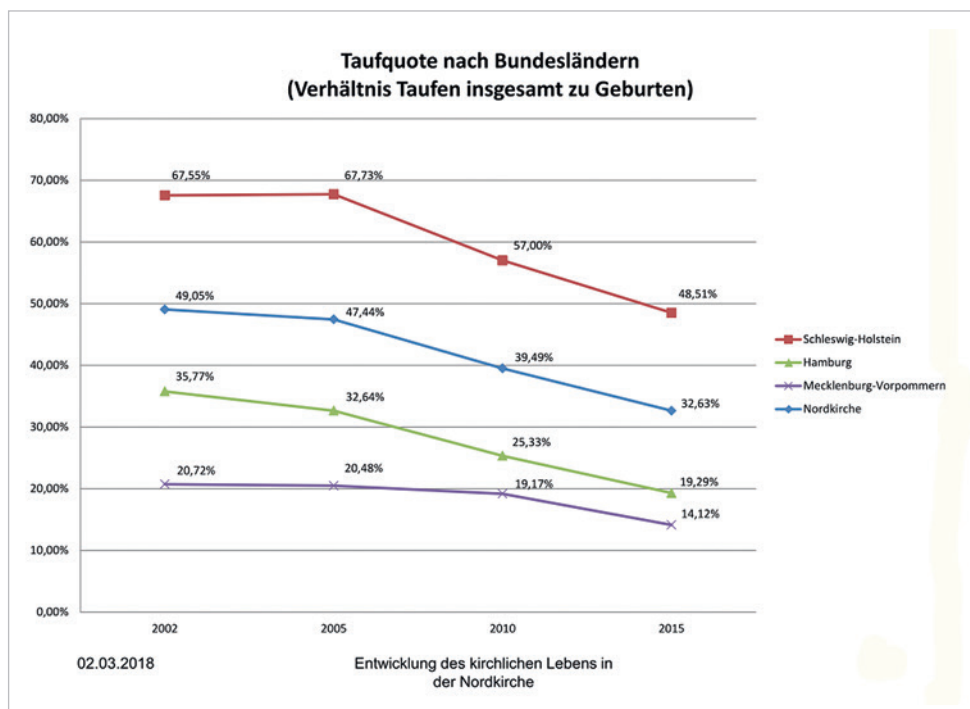
Bereits am Donnerstag hab ich dann mit S. telefoniert ... Im Pfarramt war der Name nicht mehr präsent. Da S. und ich beide nicht am Samstag taufen ..., war es nicht so einfach, was wir der Dame jetzt rückmelden. Ich habe Frau M. heute nochmal angerufen und ihr gesagt, dass ich dran sei und wir uns wieder melden ... Mein Wunsch oder meine Vorstellung ist, dass Menschen sich nicht selbst auf die Suche machen müssen nach einem Pfarrer/in, die bereit wäre ..., sondern dass wir als Kirche diesen Dienst übernehmen.“

An dieser Mail ist eine Sache typisch für unsere derzeitige Kasualpraxis, eine andere bemerkenswert: *Typisch* ist der Konflikt zwischen dem nachvollziehbaren terminlichen Anliegen der Tauf-Familie und den kirchlichen Zuständigkeitsregelungen und gemeindlichen Gottesdienstplänen. *Bemerkenswert* finde ich die Haltung des Autors, der als Pfarrer (obwohl nicht für die anfragende Tauf-Familie zuständig) das Finden einer Lösung für deren Anliegen zu seiner Sache macht und den Wunsch äußert, diese Haltung solle überall in unserer Kirche selbstverständlich sein. Ist sie aber nicht – weshalb die Mehrzahl solcher Mails bei mir nicht von sorgenden Gemeindepfarrer*innen, sondern von hilflosen bis verzweifelten Kasualanfragenden kommen, die mit der Suche nach einer Gemeinde und einer Person, die „ihre“ Taufe / Hochzeit / Bestattung durchführt, nicht zum Ziel finden.

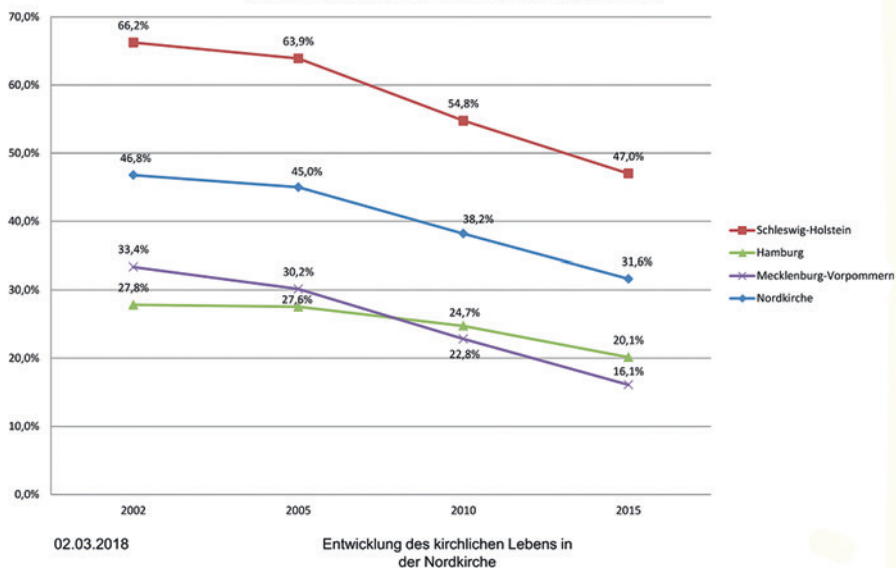
Ebenfalls in meiner Zuständigkeit für das gottesdienstliche Leben bin ich beteiligt an der Arbeit an Agenden und gottesdienstlichem Material – unter anderem für Kasualien. Deshalb versuche ich, die Entwicklung der Kasualien zu beobachten. Eine meiner ersten Überraschungen dabei war, dass in unserer badischen Landeskirche eine Erhebung der „Kasualquoten“ aus den jährlichen Statistiken bisher nicht durchgeführt wird (und auf der Grundlage des erhobenen Zahlenmaterials auch nur schwer durchführbar ist).¹ Das ist in einer Zeit, in der für viele Bereiche in unserer Landeskirche Leistungsplanungen und -bilanzen schon seit Jahren üblich sind, ein erstaunliches Phänomen.

Ein Blick in Kasualquoten anderer Landeskirchen zeigt ein erschreckendes, wenn auch nicht unerwartetes Bild:²

Die Taufquote (Verhältnis von Taufen zu Geburten)³ sank in der Nordkirche von 2003 bis 2015 von knapp 50% auf knapp 33%, wobei die Aufschlüsselung auf die Bundesländer Schleswig-Holstein, Hamburg und Mecklenburg-Vorpommern zeigt, dass ein Stadt-Land-Unterschied in der absoluten Höhe der Quote, nicht aber im Trend besteht. (Die niedrige Quote und das spätere Einsetzen des Abwärtstrends in Mecklenburg-Vorpommern ist wahrscheinlich der Vorgeschichte des östlichen Bundeslandes zuzuschreiben, zeigt aber einen Angleichungseffekt auf niedrigstem Niveau.)



Bestattungsquote nach Bundesländern (Ev. Bestattungen zu Verstorbenen insgesamt)

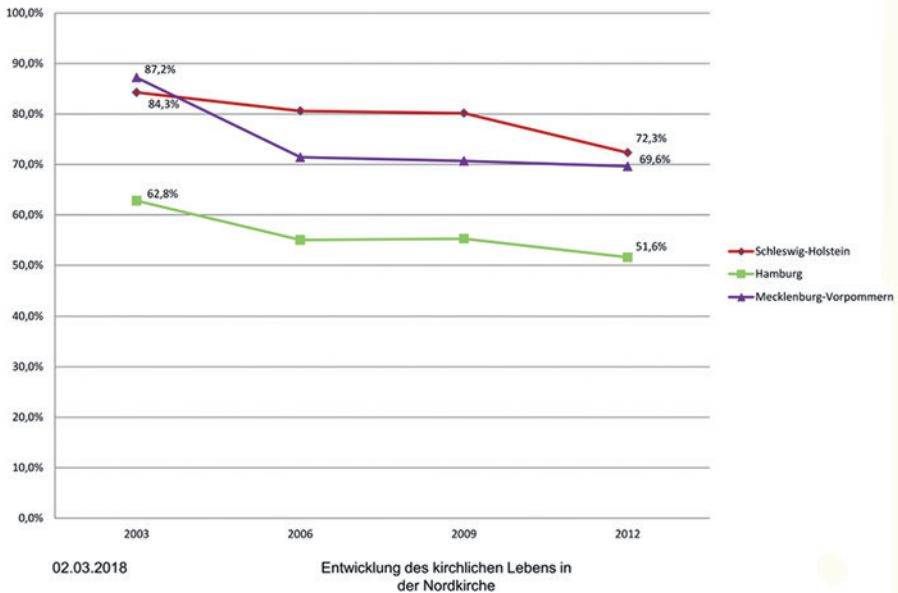


Ein ähnliches Bild mit einer noch steileren Abwärtskurve zeigt sich bei der Bestattungsquote: Sie sinkt in der Nordkirche zwischen 2003 und 2015 von knapp 47% auf knapp 32%, wobei hier der Trend im ländlichen Schleswig-Holstein (auf insgesamt höherem Niveau: gut 66% auf 47%) noch steiler ist als der der gesamten Nordkirche. Bemerkenswert ist, dass die flachere Abwärtskurve der Taufen in Mecklenburg-Vorpommern bei den Bestattungen keine Entsprechung findet: Sie ist ebenso steil wie in der Gesamtkirche. Die flachere Abwärtskurve in Hamburg (von knapp 23% auf gut 20%) auf ganz niedrigem Niveau lässt darauf schließen, dass es in der Gesamtkirche langfristig zu einer Angleichung der Niveaus deutlich unter 30% kommen wird.

Die Entwicklung der Bestattungsquote evangelischer Verstorbener in der Nordkirche zeigt, dass auch hier ein (wenn auch geringerer) Abwärtstrend besteht. Dramatisch ist hier vor allem die Situation in Hamburg, wo 2012 nur noch ca. 52 % evangelischer Verstorbener auch evangelisch bestattet wurden.

Ähnlich im Trend, aber auf niedrigstem Niveau stellt sich die Trauquote in der Nordkirche dar. Auch hier ist für die Zukunft eine Angleichung der Trends zwischen den ländlichen und städtischen Teilen der Landeskirche sowie zwischen westlichen und östlichen Bundesländern auf unter 10% evangelischer Trauungen von den geschlossenen Ehen zu erwarten.

Ev. Bestattungen ev. Verstorbener 2003-2012



Erschreckend finde ich diese Entwicklungen der Kasualien, weil aus der letzten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD⁴ hervorgeht, dass die Kasualien gerade für diejenigen Kirchenmitglieder, die in einer gewissen Distanz zum Leben der Gemeinden stehen, wichtige (und oft singuläre) Begegnungsmöglichkeiten mit Kirche und Religion darstellen. Positive Erfahrungen mit Kasualien (in der eigenen Familie oder als Gast) sind damit vor-

aussichtlich für die Frage ihrer religiösen Orientierung und auch für die Aufrechterhaltung ihrer Kirchenmitgliedschaft durch-

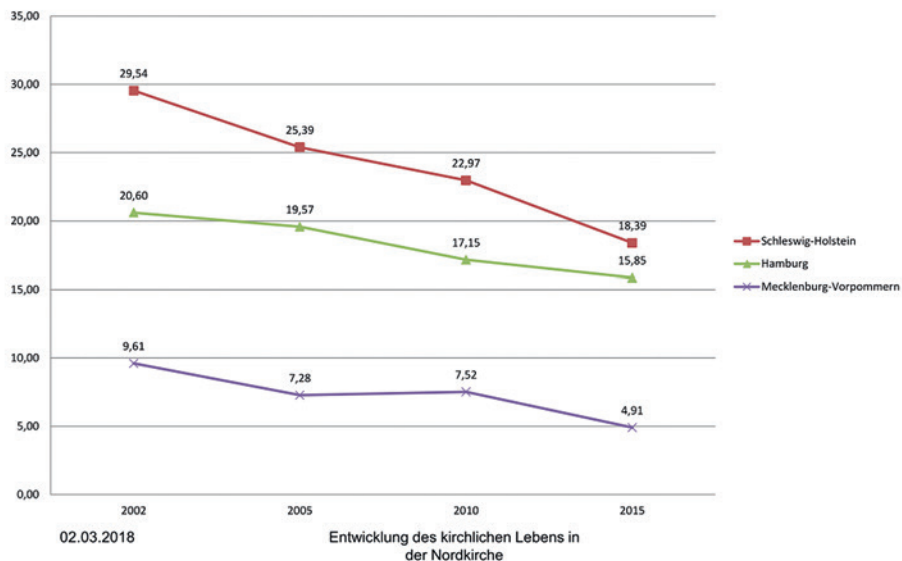
Positive Erfahrungen mit Kasualien sind voraussichtlich für die Frage ihrer religiösen Orientierung und auch für die Aufrechterhaltung ihrer Kirchenmitgliedschaft durchaus bedeutungsvoll

aus bedeutungsvoll. Umgekehrt ist davon auszugehen, dass negative Erfahrungen mit Kasualien dem Image der Kirchen nicht unerheblichen Schaden zufügen.

In Anbetracht der Bedeutung der Kasualien für die Kirchenmitglieder (und auch für Nichtmitglieder, die sie als Gäste miterleben) spricht darum vieles dafür, diesem Arbeitsfeld in unserer Kirche viel Aufmerksamkeit, Sorgfalt, Zeit und Forschungsarbeit zu widmen.

Dazu eine weitere Überlegung: Mit der Frage nach der Bedeutung der Kasualien für die evangelische Kirche

**Trauquote nach Bundesländern
(Verhältnis ev. Trauungen zu Eheschließungen insgesamt)**



habe ich Dietrich Rösslers „Grundriss der Praktischen Theologie“⁵ neu entdeckt. Er stellt das neuzeitliche Christentum in einer dreifachen Gestalt als „kirchliche, öffentliche und private Religion“ dar (78ff) und schreibt: „In dem Maße, in dem die Kirche sich hinter ihre eigenen Mauern zurückzog und in dem also kirchliches und öffentliches Christentum auseinandertraten, wurde der einzelne Mensch in religiöser Hinsicht sich selbst überlassen. Er kann im Rahmen des öffentlichen Christentums zwischen den verschiedensten Formen der Beteiligung am expliziten religiösen Leben der Kirche wählen unter Einschluß selbstverständlich auch aller Formen der Ablehnung. Praktisch hat sich daraus eine nahezu unbegrenzte Individualisierung von religiösen Vorstel-

lungen und Lebensformen ergeben ...“ (82). Den drei genannten Aspekten des Christentums ordnet Rössler drei Aufgaben der Kirche zu: „die durch das kirchliche Christentum gestellte Aufgabe mit ihrer Mitte in Gottesdienst und Predigt, die öffentliche Aufgabe, die vor allem durch den Unterricht gegeben ist und die durch das private Christentum gestellte Aufgabe, die in der Seelsorge für den einzelnen Menschen ausgearbeitet wird.“ (82) Die „Amtshandlungen“ werden von Rössler – zusammen mit der Seelsorge – als Teil der Religion des Einzelnen (also des individuellen oder privaten Christentums) behandelt (198ff) - nicht etwa als Teil des kirchlichen Christentums, dem er Amt, Predigt und Gottesdienst oder des öffentlichen Christentums, dem er die Institution Kir-

che und die Gemeinde, insbesondere die Parochie zuordnet. Wie vorausschauend und weise!

35 Jahre später stellt Kristian Fechtner fest, dass dem „Wunsch nach Kasualien immer häufiger eine biografisch-individuelle bzw. familial begründete Entscheidung“ zugrunde liegt: „Unter den gegenwärtigen Bedingungen ist die Biographie des einzelnen derjenige Erfahrungs- und Deutungshorizont, innerhalb dessen Religion sich artikuliert.“⁶

Die Stärkung der Kasualien als Arbeit am individuellen Christentum böte nun die Chance, hier mit ebenso großer Freiheit wie in der Seelsorge und auf Augenhöhe mit den Menschen Stationen ihrer Biografie spirituell zu deuten und zu gestalten. Brigitte Enzner-Probst nennt die Kasualien daher „rituelle Seelsorge“⁷ und beschreibt sie als „ganzheitliche Lebens- und Sinn-Sorge ... in transzendenter, lebensgeschichtlicher wie leiblicher Relation“ (209). Sie fragt: „Läge es nicht im Auftrag christlicher Kirche, in einer Zeit voller Möglichkeiten und neuer Zwänge solche Räume zu schaffen, in denen individuell wie gemeinschaftlich Sinnfindung, Sinn-Arbeit geschehen könnte – in der Einheit von ... spiritueller, leiblicher und seelischer Ausrichtung menschlichen Lebens?“

Der Vision von Kasualien als ritueller Seelsorge und individueller wie gemeinschaftlicher Lebens- und Sinn-Sorge wirkt aber entgegen, dass diese in der kirchlichen

Praxis eben nicht nur als rituell-seelsorgliche Arbeit am „individuellen Christentum“ organisiert werden, sondern enge Beziehungen zum kirchlichen und öffentlichen Christentum aufweisen: Sie werden von kirchlichen *Amtsträger*innen* „verwaltet“, als Gottesdienste auf der Grundlage von *kirchenamtlichen Agenden* gestaltet, in deren Zentrum eine *Predigt* steht (kirchliches Christentum); und sie werden durch *Lebensordnungen* an die *Institution Kirche* (*Mitgliedschaft* als Voraussetzung bzw. Folge) und die *Parochie* (Zuständigkeit) gebunden (öffentliches Christentum).

So ist es kein Wunder, dass in einer gesellschaftlichen Wirklichkeit, die von fortschreitender Individualisierung geprägt ist, die Kasualien einerseits immer noch als Möglichkeiten individualisierter Religion für viele die besten Chancen der Begegnung mit christlicher Religion darstellen; dass aber andererseits genau die Aspekte der Kasualien, die sie an das kirchliche wie das öffentliche Christentum binden, zunehmend zu Konfliktfeldern werden: Bindung an die Parochie, Kirchenmitgliedschaft als Voraussetzung (z. B. des Patenamts) oder Folge (der Taufe) und die (alleinige) Gestaltungshoheit des kirchlichen „Amtes“ mit den kirchlichen Instrumenten der Agenda und der Predigt.

Die Erfolge von „freien“ Bestatter*innen und Ritualbegleiter*innen wurzeln genau darin, dass sie individuelle (durchaus auch christliche!) Religiosität⁸ mit ihren „Kunden“ auf Augenhöhe individuell ge-

Enge Beziehungen zum kirchlichen und öffentlichen Christentum aufweisen

stalten können, ohne der Bindung an kirchliches und öffentliches Christentum (Agenden, Zuständigkeiten, Zugangsvoraussetzungen ...) zu unterliegen. Nicht von ungefähr gestalten sie ihre Selbstdarstellung auf Webseiten und Flyern mit der Betonung der Freiheit und Individualität ihrer Angebote und ihrer seelsorglichen Kompetenz!⁹

Und noch ein anderer institutioneller Mechanismus wirkt Brigitte Enzner-Probsts Vision von Räumen individueller wie gemeinschaftlicher Sinnfindung, Sinn-Arbeit in der Einheit von spiritueller, leiblicher und seelischer Ausrichtung menschlichen Lebens entgegen: In einer Kirche mit begrenzten (und zukünftig noch deutlich begrenzteren) Ressourcen „konkurrieren“ die drei von Rössler beschriebenen „Gestalten“ des Christentum (kirchliche, öffentliche und private Religion) mit ihren Arbeitsfeldern (Gottesdienst, Bildung und Seelsorge) um personelle wie sachliche Ressourcen. Dass dabei der Bereich der privaten Religion mit der Seelsorge und den Kasualien in der derzeitigen stark auf den öffentlichen Aspekt von Religion ausgerichteten Politik unserer Landeskirche einen schweren Stand hat, spüren alle, die Verantwortung für Kasualien tragen, an den alltäglichen Dienstverpflichtungen: Seelsorge und Kasualarbeit ist Beziehungsarbeit, in der Pfarrer*innen, Diakon*innen und Prädikant*innen mit ihrer Person für „die Kirche“ einstehen. Beziehungsarbeit ist zeitintensiv, anstrengend und persönlich riskant. Und sie ist in Kalendern und Dienstplänen weniger sichtbar als Unter-

Seelsorge und Kasualarbeit
ist Beziehungsarbeit

richtsstunden, Gottesdienste, Gemeindegereise und Gremiensitzungen. Früher nannte man solche Arbeit „Schattenarbeit“. Sie sichtbar und bezahlbar zu machen, war und ist ein wichtiges Anliegen, weil nichts in unserer Kirche ohne Beziehungsarbeit funktioniert.

Trotz dieser Schwierigkeiten erlebe ich immer wieder die hohe Motivation von Pfarrer*innen, Diakon*innen und Prädikant*innen – wie bei dem Kollegen, dessen Mail ich zu Beginn zitiert habe. Sie investieren sich selbst und viel Zeit in das Abenteuer der Begegnung mit Menschen und deren fremden Lebenswelten in Kasualgesprächen. Sie begleiten Paare bei ihrer Trauung an ihre Lieblingsorte und Verstorbene auf ihrem letzten irdischen Weg in einen Friedwald. Sie integrieren Popsongs in Traugottesdienste und predigen darüber auf eine Weise, die selbst die atheistische Verwandtschaft beeindruckt. Sie gestalten gemeinsam mit jungen Familien Tauffeste an Seen und Flüssen und helfen dazu, dass Taufen zu unvergesslichen Erfahrungen werden. So öffnen sie Menschen durch aufmerksam geführte Kasualgespräche und liebevoll gestaltete Kasualgottesdienste im Rahmen der evangelischen Kirche Räume individueller wie gemeinschaftlicher, spiritueller, leiblicher und seelischer Sinnfindung. Sie erleben dabei positive Resonanz – müssen aber auch schmerzhaftes Zuschreibungen an „die Kirche“ ertragen.

Um ihnen in unserer Landeskirche dafür Wege zu bahnen, arbeitet eine Arbeits-

gruppe¹⁰ im Evangelischen Oberkirchenrat derzeit an einer Ordnung für Kasualien, die Hindernisse möglichst weit reduzieren soll. Damit können allerdings allenfalls institutionelle Hürden abgebaut werden; Wirklichkeit kann die Vision von Kasualien als Räumen individueller wie gemeinschaftlicher, spiritueller, leiblicher und seelischer Sinnfindung nur werden, wenn Gemeinden, ihre Leitungsgremien und ihre hauptamtlich wie ehrenamtlich mit Kasualien Beauftragten sich diese Vision zu eigen machen.

Um dies zu fördern, hat die pfälzische Nachbarkirche gemeinsam mit der EKiba eine weitere Arbeitsgruppe¹¹ gebildet. Als Auftakt eines gemeinsamen Weges zur Stärkung unserer Arbeit mit den Kasualien plant die Arbeitsgruppe im Auftrag der beiden Kirchen einen gemeinsamen **Fachtag zur grundlegenden, nämlich der Tauf-Kasualie. Er wird am 25. September 2021 in Ludwigshafen am Rhein**¹² stattfinden.

Dort wird **Dr. Lutz Friedrich** (Direktor des Evangelischen Studienseminars Hofgeismar und Professor an der Universität Göttingen) einen Impuls zur Paten-Frage geben – einem der Themen, bei dem das „kirchliche“ Christentum immer wieder mit der „privaten“, familiären Religion in Konflikt gerät. **Dr. Emilia Handke** (Leiterin des Werkes „Kirche im Dialog“ der Nordkirche und Lehrbeauftragte der Universität Hamburg) wird unter anderem die Arbeit von Kasualagenturen in der Nordkirche darstellen. **Pfarrer*innen beider Landeskirchen** werden besondere For-

Konsultationen zur Zukunft der Kasualien in den Kirchenbezirken

men ihrer Taufpraxis erläutern. Die **freie Ritualbegleiterin Nicole Decker-Paxton** aus Reilingen¹³ wird in einem Podiumsgespräch mit den Referent*innen und **Oberkirchenrat Dr. Matthias Kreplin**

die Aspekte kirchlicher, institutioneller und privater Religiosität diskutieren. In zwei Workshop-Phasen können schließlich

alle Teilnehmenden mit zweien der Gesprächsteilnehmer*innen in einen vertieften Austausch treten.

Um die Diskussion über die Zukunft der Kasualien in die Länge und Breite unserer beiden Landeskirchen zu tragen, sind alle Kirchenbezirke eingeladen, zwei Personen aus dem Kreis der hauptamtlich im Feld der Kasualien Tätigen und aus den Gemeindeleitungen als Teilnehmende und Multiplikator*innen in ihre Kirchenbezirke anzumelden. Freie Plätze können darüber hinaus an weitere Interessierte vergeben werden.

Den zweiten Schritt auf dem Weg zur Stärkung unserer Kasualkultur werden **Konsultationen zur Zukunft der Kasualien in den Kirchenbezirken** darstellen. Dazu werden Mitglieder unserer Arbeitsgruppe gemeinsam mit denen, die als Multiplikator*innen für ihren Kirchenbezirk am Fachtag Tauf-Kasualie teilgenommen haben, eine Konferenz ihres Pfarrkonventes oder ihrer Bezirkssynode planen und durchführen. Ob bei diesen Konferenzen grundsätzlich am Kasualthema oder an einer bestimmten Kasualie gearbeitet werden soll (und ggf. an welcher), entscheidet der Kirchenbezirk.

Begleitend werden schon weitere Schritte gegangen:

Im Kirchenbezirk Karlsruhe erarbeitet eine kleine Gruppe aus derzeit vier Gemeinden in Kooperation mit dem städtischen Friedhofsamt und Oberkirchenrat Dr. Matthias Kreplin ein digitales Werkzeug zur schnelleren, bedarfs- und belastungsgeordneten Zuordnung von Pfarrer*innen zu Bestattungsanfragen.

Das Zentrum für Kommunikation im Evangelischen Oberkirchenrat erarbeitet in Kooperation mit einigen Gemeinden des Kirchenbezirks Mannheim, die ihre Kirchen als „Hochzeitskirchen“ profilieren, Kommunikationsmaterialien zur kirchlichen Hochzeit mit dem Ziel, Paaren die Option „kirchliche Trauung“ bekannt zu machen (Magazin, Give-away und Karten für Hochzeitsmessen; Webseite).

Das Thema Kasualien wird uns also – gerade auch parallel zu den Diskussionen um Ressourcensteuerung – hoffentlich intensiv beschäftigen. Ziel ist es dabei, vielen Menschen (gerade solchen, die wenig Beziehung zu unseren Gemeinden haben) die Möglichkeiten eines individuell gestalteten Christentums in ihren Lebensvollzügen bekannt und lieb zu machen und sie bei Taufen, Konfirmationen, Hochzeiten, Bestattungen und ganz individuellen „Kasualien“ in Kontakt mit dem Segen Gottes zu bringen.

■ Ulrike Beichert, Karlsruhe

- 1 Auf meine Bitte hat der zuständige Kollege für mich die Bestattungsquoten (evangelische Bestattungen evangelischer Verstorbener in Baden) für die Jahre 2000 bis 2015 errechnet. Sie entwickeln sich von ca. 90% (2000) zu 82,5% (2015), wobei der Abwärtstrend ab 2012 deutlich steiler wird.
- 2 Diese und alle weiteren Statistiken aus: „Entwicklung des kirchlichen Lebens in der Nordkirche 2000 bis 2015; Jörg Petersen (Referent für Statistik im Landeskirchenamt Kiel)“
- 3 Hier sind nur evangelische Taufen gezählt – was aber aufgrund der konfessionellen Prägung des deutschen Nordens kaum einen Unterschied zur Gesamtzahl der Taufen machen dürfte.
- 4 Die 5. Kirchenmitgliedschaftsstudie der EKD stellt fest, dass bei der Gruppe der Menschen, die bei der Frage nach der Frequenz ihres Kirchgangs angeben „mehrmals im Jahr“, vor allem Kasualien und Gottesdienste an Heiligabend und zur Einschulung als Gelegenheiten ihres Kirchgangs genannt werden. Da man Einschulungsgottesdienste als „neue Kasualien“ betrachten kann und auch der Kirchgang an Heiligabend eine Art Familienkasualie darstellt, wird deutlich, welche herausragende Rolle Kasualien bei der Teilnahme an Gottesdiensten gerade bei denjenigen Kirchenmitgliedern spielt, die zwar durchaus an Gottesdiensten teilnehmen – aber eher selten. Vgl. Jan Hermelink, Julia Koll, Anne Elise Hallwaß: Liturgische Praxis zwischen Teilhabe und Teilnahme; in: Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft: Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung; hg. von Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung; Gütersloh 2015; S. 90-109; hier S. S.96
- 5 Dietrich Rössler; Grundriss der Praktischen Theologie; Berlin / New York 1986
- 6 Kristian Fechtner; Kirche von Fall zu Fall, Gütersloh 2003, S.41
- 7 Brigitte Enzner-Probst: Rituelle Seelsorge. Zur Bedeutung der rituellen Dimension für die seelsorgerliche Begleitung; in: Pastoraltheologie 98. Jg, S. 187-209; 2009
- 8 Unter diesen freien Anbieter*innen auf dem religiösen „Markt“ findet man inzwischen nicht wenige ausgewiesene Theolog*innen und (ehemalige) Pfarrer*innen, die ihre professionelle Kompetenz mit der Unabhängigkeit freiberuflicher Arbeit verbinden, z. B. die Schweizerin Barbara Stehle mit ihrer Webseite „Die Pfarrerin – mit Herz und Kompetenz“ https://www.pfarrerin.ch/?gclid=EALaIQob-ChMlgLbs2Kad7QIVTAGLCh2bbw60EAMAYASAAEg-KPaPD_BwE
- 9 <https://www.diefrau-dietraut.de/>
„Daher ist auch mein Trau-Motto: Nichts muss, alles geht. Ganz ohne aber, vielleicht oder mal sehen. Denn die Liebe kennt keinen erhobenen Zeigefinger und auch kein „Das-macht-man-aber-so“. Daher bestimmt auch nur einer den Inhalt und den Ablauf Ihrer freien Trauung - Sie. Und natürlich dürfen Sie Ja sagen: zum Übergeben der Braut, Trauspruch, Eheversprechen oder Ringtausch – klassische Elemente können auch Bestandteil einer frei-

- en Trauung sein, wenn Sie es möchten. Der Unterschied: Sie werden stets individuell und frei gestaltet. Weil Sie beide alles, außer Standard sind und damit wären wir dann auch schon zu dritt ...“
- 10 Zu der AG gehören Kirchenrechtsdirektor Kai Tröger-Methling, Oberkirchenrat Dr. Matthias Kreplin, Landeskirchenmusikdirektor Kord Michaelis und die Autorin.
 - 11 Mitglieder der Arbeitsgruppe sind aus der Evangelischen Kirche der Pfalz Pfarrerin Pfarrerin Anja Behrens (Dezeranat 3 im Landeskirchenrat) und Pfarrer Thomas Borchers (Missionarisch-Ökumenischer Dienst); aus der Evangelischen Landeskirche in Baden neben der Autorin Pfarrerin Monika Hautzinger (Zentrum für Kommunikation) und Pfarrerin Andrea Müller (AG Mitgliederorientierung).
 - 12 Der Fachtag wird von uns prioritär als Präsenzveranstaltung geplant. Eine zweite Möglichkeit als Online-Tagung wird aber mitgedacht, um ggf. auf eine verschärfte Pandemie-Situation reagieren und alle Angemeldeten zu einer Video-Konferenz einladen zu können.
 - 13 <https://www.baby-willkommensfeier.de/>

Gedanken zur Weiterentwicklung unserer Kasualpraxis

■ **Anknüpfend an den Beitrag von Ulrike Beichert benennt Oberkirchenrat Dr. Matthias Kreplin thesenartig grundlegende Spannungen im „postmodernen Kasualgeschehen“ und daraus sich ergebende wichtige Aufgaben für Pfarrpersonen, Gemeinden und Kirchenleitung.**

Dieser Artikel versucht, thesenartig Spannungen und Herausforderungen in unserer Kasualpraxis zu beschreiben und entwickelt erste Ideen für die Weiterentwicklung dieser Praxis. Er soll nicht abschließend eine Konzeption entwickeln, sondern einen Impuls zur Eröffnung des gemeinsamen Gesprächs setzen.

Wie Ulrike Beichert in ihrem Artikel in dieser Ausgabe der Pfarrvereinsblätter deutlich gemacht hat, verlieren alle klassischen Kasualien ihre Selbstverständlichkeit: Nur noch ein Teil der evangelischen Kirchenmitglieder heiratet auch kirchlich, lässt ihre Kinder taufen, nimmt an der Konfirmation teil oder nimmt eine evangelische Bestattung in Anspruch. Die Quoten sind unterschiedlich, die Tendenz ist aber in allen Bereichen schon seit längerem fallend.

These 1
Die abnehmende Tendenz bei der Inanspruchnahme von Kasualien hat nichts damit zu tun, dass evangelische Pfarrfrauen und Pfarrer schlechte Arbeit leisten.

Der überwiegende Teil unserer Kasualbegleitungen und Kasualgottesdienste

wird von den Menschen, die Kasualien in Anspruch nehmen, positiv bewertet. Leider gibt es keine Umfragen und Erhebungen, die dies belegen. Dennoch gibt es unzählige Rückmeldungen und nur sehr selten Beschwerden über das Agieren von Pfarrpersonen.¹ Oft erleben Pfarrfrauen und Pfarrer, dass sie nach einer „schön“ gestalteten Taufe oder Trauung auch von anderen Familien oder Paaren angesprochen werden und um eine Taufe oder Trauung gebeten werden. Auch dies mag als Indiz dafür gewertet werden, dass die Qualität unserer Kasualpraxis grundsätzlich in Ordnung ist.

Allerdings sollte uns diese Einschätzung nicht dazu führen, dass es keinen Entwicklungsbedarf in Sachen Begleitung von Kasualbegehrenden und Gestaltung von Kasualfeiern gibt. Gerade im Kasualbereich schlagen sich viele gesellschaftliche Veränderungen massiv nieder. Deshalb ist

es schade, dass Fortbildungen im Bereich Kasualien doch relativ wenig in Anspruch genommen werden.

These 2
Es gibt eine Spannung zwischen den Bedürfnissen von Kasualbegehrenden und unseren parochial orientierten Zuständigkeitsregelungen.

Wir kommen als Landeskirche aus einer staatskirchlichen Tradition, in denen Kasualien immer auch ein hoheitlicher Akt waren, eine Amtshandlung also, die nur unter bestimmten Bedingungen gewährt

Die Qualität unserer Kasualpraxis ist grundsätzlich in Ordnung

wurde. Dazu gehört auch, dass es eine klare Zuständigkeitsregelung gab und gibt, die definiert, wo und durch wen eine Amtshandlung zu vollziehen ist.

In einer hoch mobilen und institutionenkritischen Gesellschaft verlieren diese Regelungen für viele Menschen ihre Plausibilität, insbesondere bei Trauungen und auch bei Taufen. Menschen wollen selbst bestimmen, wann und wo ein Kasualgottesdienst gefeiert wird, und stoßen dabei an die Grenzen

Hier prallen Bedürfnisse und kirchliche Regelungen aufeinander und frustrieren Kasualbegehrende

unseres Zuständigkeitssystems: Ein Paar aus Heidelberg möchte in einer schön gelegenen Kapelle am Kaiserstuhl heiraten, die auch noch in günstiger Entfernung zu längst gebuchten Eventlocation liegt – die Heidelberger Gemeindepfarrerin sagt: „Das könnt ihr gerne tun, aber bis zum Kaiserstuhl kann ich nicht fahren.“ Und der Kaiserstühler Kollege sagt: „Ihr könnt gerne hier heiraten, aber ich schaffe es nicht, alle Trauanfragen für diese Kirche abzudecken. Ihr müsst euren Pfarrer schon selbst mitbringen.“ Oder eine Tauffamilie möchte einen Tauftermin an einem Samstagnachmittag, weil es nur so möglich ist, die ganze weitläufig verteilte Großfamilie zu einem Familienfest zusammenzubekommen. Aber in der Gemeinde vor Ort wird grundsätzlich nur am Sonntag im Gemeindegottesdienst getauft, noch dazu nur an acht vorher festgelegten Taufsonntagen im Jahr. Solche Beispiele zeigen: Hier prallen Bedürfnisse und kirchliche Regelungen aufeinander und frustrieren Kasualbegehrende. Weil sie Kirche nicht mehr als alternativlose hoheitliche Institution verstehen, sondern

als einen religiösen Anbieter neben anderen, wenden sich frustrierte Kasualbegehrende ab und unterlassen die Kasualie oder suchen Alternativen – zum Beispiel bei freien Ritualdesignerinnen.

Wir brauchen deshalb ein System, das sicherstellt, dass Kasualbegehrende ohne großen eigenen Aufwand einen Ort und

Termin für ihre Kasualie finden; ein System also, das auch souverän mit Kasualanfragen umgehen kann, die nicht in die Schemata unserer Rege-

lungen passen. Dazu einige Ideen:

- Es könnte es in jedem Kirchenbezirk eine feste Verabredung geben, wer für solche Anfragen von außerhalb zuständig ist, so dass die Heidelberger Pfarrerin zum anfragenden Brautpaar sagen kann: „Ich kann zwar diese Trauung am Kaiserstuhl nicht selbst übernehmen, aber ich vermittele Ihnen einen Pfarrer vor Ort, der mit Ihnen zusammen einen schönen Gottesdienst gestaltet.“ Und für das Heidelberger Pfarramt muss dann diese Vermittlungsleistung mit einem einzigen Anruf beim Dekanat Emmendingen (in dessen Gebiet die Kapelle liegt) geklärt sein.
- Hilfreich wäre ein System von regionalen Absprachen im Hinblick auf Taufen oder Trauungen, so dass bei Anfragen nach besonderen Terminen nicht nur eine Ablehnung, sondern zugleich ein Angebot ausgesprochen werden kann: „Wenn Sie eine Taufe an einem Samstag feiern möchten, dann kann dies in Gemeinde ... geschehen. Soll ich das dortige Pfarramt bitten, mit Ihnen Kontakt aufzunehmen?“

- Hilfreich könnte die Regelung sein, dass die zuerst angesprochene kirchliche Einrichtung sich als zuständig versteht – unabhängig von real bestehenden Zuständigkeitsregelungen – und dann die Begleitung der Kasualbegehrenden so lange übernimmt, bis eine Pfarrperson gefunden ist, welche die Begleitung fortführt. Es sollte so sein, dass wir die Pfarrperson suchen, die eine Kasualie übernimmt, und nicht die Kasualbegehrenden in der Pflicht sind, dies zu tun (in der neuen Lebensordnung Ehe und kirchliche Trauung wurde eine solche Regelung bereits vorgesehen).

These 3

Es gibt eine Spannung zwischen dem Wunsch nach punktueller christlicher Lebensgestaltung bei den Kasualbegehrenden zu dem Wunsch der kirchlich Engagierten nach Integration in ein lebendiges Gemeindeleben.

Viele Menschen, die eine Kasualie begehren, suchen nach einer punktuellen kirchlichen Begleitung. Sie wünschen durchaus eine christliche Deutung ihrer Lebenssituation und ein kirchliches Ritual, um einen bedeutsamen Lebensübergang zu gestalten, möchten aber nicht regelmäßig am Leben einer Gemeinde teilnehmen. Die Arbeit in unseren Gemeinden zielt dagegen oft auf Beheimatung und regelmäßige Teilnahme am gemeindlichen Leben, insbesondere am Gottesdienst. Hier geraten zwei Verständnisse von Kirche in Spannung miteinander: Während eher distanzierte Kirchenmitglieder Kirche oft als

Wir brauchen eine positive Grundhaltung der Gemeinde zum punktuellen Andocken an Kirche

Dienstleister verstehen, der für sie (und andere) in besonderen Situationen als Begleitung und Unterstützung verfügbar sein soll, sehen die gemeindlich Engagierten Kirche als Gemeinschaft, in die Menschen sich aktiv einbringen. Werden dann Kasualien als Kontaktfläche verstanden, die Menschen den Zugang zum gemeindlichen Leben eröffnen sollen, so entsteht bei den gemeindlich Engagierten oft eine hohe Frustration, weil dies nicht gelingt. Die Einladung an die Tauffamilie, fortan auch zum Familiengottesdienst zu kommen, läuft allzu oft ins Leere. Diese Spannung führt dazu, dass manchmal das Kasualhandeln der Kirche abgewertet oder auch Kasualbegehrende, die nur eine punktuelle Begleitung durch die Kirche suchen, eher Distanz oder gar Ablehnung als Willkommen erfahren. Das zeigt sich zum Beispiel an der Empörung der regelmäßigen Kirchgänger, die eine Tauffamilie erleben kann, wenn sie sich im Sonntagsgottesdienst, in dem die Taufe ihres Kindes gefeiert wird, nicht adäquat verhält.

Wenn wir das Kasualhandeln unserer Kirche positiv entwickeln wollen, dann brauchen wir eine positive Grundhaltung zum punktuellen Andocken an Kirche. Hier ist auch der Diskurs mit den ehrenamtlich Engagierten in einer Gemeinde zu führen, denen häufig Kirche als Gemeinschaft besonders wichtig ist. Die spannende Frage lautet darum:

Wie können wir diejenigen, die Kirche als Gemeinschaft gestalten, dafür gewinnen, dass ihre Gemeinschaft Gastfreundschaft auf Zeit denen gewährt, die nur punktuell an Kirche andocken wollen?

These 4

Es gibt eine Spannung zwischen dem Wunsch nach individualisierter Gestaltung eines familiären Events und unserem Verständnis von Gottesdienst.

In Zeiten der Individualisierung und des Strebens nach individueller Besonderheit (Singularität) haben viele Kasualbegehrende, v.a. bei Trauungen und Taufen, aber zunehmend auch bei Bestattungen und Konfirmationen den Wunsch nach sehr individueller Gestaltung. Das betrifft oft auch Wünsche zur musikalischen Gestaltung. Dies führt dazu, dass inzwischen die Vorbereitung einer Trauung gemeinsam mit Brautpaaren zwei Traugespräche und eine Vielzahl von Mails und Telefonanrufen erfordert. Zugleich stehen dann Pfarrpersonen vor der Herausforderung, wie sie ihr eigenes Verständnis des Kasualgottesdienstes und die Vorgaben von Agenden und Kirchenrecht mit den individuellen Gestaltungswünschen der Kasualbegehrenden zusammenbringen. Hier bringt jedes Trau-, Tauf- und Trauergespräch einen neuen Aushandlungsprozess mit sich. Oft betrifft dieser Aushandlungsprozess auch die Verortung von Kasualien: Eine Trauung soll nicht in einer Kirche, sondern in einer Event-Location gestaltet werden; es gibt den Wunsch, die Taufe im Freien zu feiern; eine Bestattung soll in einem Friedwald stattfinden. Manchmal werden solche Anfragen sehr restriktiv abgewehrt; andere Pfarrpersonen haben hier ein weites Herz und lassen sich sehr weitgehend ein auf Wünsche der Kasualbegehrenden. Wenn wir gerade jene Menschen ansprechen wollen, die

Kasualvorbereitung bedeutet für die Pfarrpersonen häufig das Eintreten in Aushandlungsprozesse

eher punktuell Kirche in Anspruch nehmen und die in postmodernen Milieus verortet sind, dann wird es wichtig sein, die Grenzen hier nicht zu eng zu ziehen. Dennoch bleibt es eine Gestaltungsherausforderung, Kasualfeiern weiterhin als Gottesdienst zu gestalten, dessen Elemente nicht beliebig sind.

Diese Aushandlungsprozesse könnten folgen-

dermaßen unterstützt werden:

- Der Austausch in Pfarrkonventen kann helfen, zumindest in der Region abgestimmte Linien zu finden. Diese müssen nicht einheitlich sein, aber so, dass Pfarrpersonen sich nicht wechselseitig in den Rücken fallen.
- Regionale Absprachen zur Gestaltung von Tauffesten im Freien können hier einige Wünsche aufnehmen und kanalisieren.
- Fortbildungen können helfen, einerseits ein größeres Repertoire an Gestaltungsmöglichkeiten für Kasualfeiern zu erschließen und zugleich die Rollensicherheit in Aushandlungsprozessen stärken.
- Gute Materialien für die Hand von Kasualbegehrenden können manche Gestaltungswünsche bereits kanalisieren, ohne autoritäre Vorgaben zu machen.

Über diese Spannungen und ihre Ausgestaltung sollten wir in der Landeskirche miteinander ins Gespräch kommen. Dazu dient der Prozess, der im Artikel von Ulrich Beichert beschrieben wird.

■ Matthias Kreplin, Karlsruhe

1 Wenn hier von Pfarrpersonen gesprochen wird, dann sind alle Personen gemeint, die Kasualfeiern gestalten: Pfarrer/innen, Diakon/innen und Prädikant/innen.

Taufen jenseits des Gewohnten

Aus den Arbeitsfeldern Diakonie und Seelsorge fassen sieben Autorinnen und Autoren ihre Perspektiven zur Taufe in einem gemeinsamen Beitrag zusammen. Sie weisen damit auf die Bedeutung der Taufe bzw. von Kasualien über die Pfarchie hinaus hin und darauf, wie Diakonie und Mission miteinander zusammenhängen.

Im Dienst am Menschen nehmen Diakonie und Seelsorge in ihren unterschiedlichen Arbeitsfeldern jenseits parochialer Strukturen genuin kirchliches Handeln wahr. Die folgenden Beiträge beleuchten aus spezifischen diakonisch-seelsorglichen Perspektiven heraus die Frage nach kirchlicher Präsenz und Relevanz in sich wandelnden Zeiten inmitten einer säkularer werdenden Gesellschaft am Beispiel des Sakraments der Taufe.

Unsere Badische Landeskirche baut sich geschichtlich aus sich selbst auf. ??? Ist m.E. theologisch fragwürdig ... Evangelische Menschen werden Eltern und lassen ihre Kinder evangelisch taufen. Sie gehen zu „ihrem“ Pfarramt, melden dort die Taufe an und vereinbaren einen Taftermin mit der Gemeindepfarrerin. So lief das über Jahrhunderte ab, und weil es ja immer genügend Evangelische gab, die Kinder bekamen, mussten sich die Pfarrer*innen auch keine Gedanken darüber machen, ob diese Praxis bearbeitet werden sollte. Der Begriff „Mission“ gehörte in die graue Vorzeit der Entstehung des Christentums, in die Kolonien oder wurde nach innen mit der Vorstellung verbunden, die getauften,

aber geistlosen Deutschen wieder in eine gute Frömmigkeit zu führen. Gleichzeitig wurde die Innere Mission als Bewegung der Verkirchlichung nach innen auch eine der Geburtsbewegungen der modernen Diakonie.

Die Zeiten haben sich geändert. Die Gründe für den Mitgliederschwund der evangelischen Kirchen liegen neben dem Plausibilitätsverlust lebenslanger „Vereinsmitgliedschaften“ und kollektiver, also überindividueller Sinnsysteme auch im demografischen Wandel und der zunehmenden Umgestaltung der deutschen Gesellschaft zu einer Migrationsgesellschaft. Über die fünf ostdeutschen Bundesländer hat man nach fast 60 Jahren weltanschaulicher Diktatur zurecht gesagt, sie seien ein weites Missionsland, allerdings eines, in dem die meisten Menschen sogar schon vergessen haben, dass sie Gott vergessen haben. Wie ungleich schwerer ist Mission, wenn die Geschichte des befreienden und begleitenden Gottes keinen Anknüpfungspunkt in den Vorstellungswelten der Menschen hat. Dieses Diktum wird immer aktueller auch in den westdeutschen Bundesländern, und es fragt sich, wie die Evangelische Landeskirche in Baden den Imperativ der Mission annimmt. Der Missionsbefehl im Matthäusevangelium gilt ja auch dort, wo wir es nicht schon mit evangelischen Familien zu tun haben.

Die Diakonie in ihren vielfältigen Verwicklungen und Verwebungen in die Gesellschaft ist neben der Bildung vermutlich der Ort, an dem Kirche jenseits der Reste des Volkskirchentums noch die meis-

ten Kontaktflächen zur Mission hat. Wo, wenn nicht hier, kann es Kirche gelingen, Menschen anzusprechen, von Gott zu erzählen und zu Gott und damit auch in die Taufe oder den Kirchen(wieder-)eintritt zu rufen? Denn auch dort, wo Menschen vergessen haben, dass sie Gott vergessen haben, erfahren sie in den Einrichtungen und Angeboten der Diakonie über die dort geleistete Arbeit, dass diese ein Zeugnis einer bestimmten Wirklichkeit ist. Wenn es gelingt, Zeugnis zu geben von der Kraft dieser Wirklichkeit, werden Menschen sich in diese rufen lassen. Konkretionen, aber auch mögliche Aporien aus der Verbindung von Kirche und Diakonie wollen wir in kurzen Einblicken versuchen und ermuntern damit alle badischen Pfarrer*innen, die diakonische Arbeit auch als ein Feld der Mission zu begreifen.

I. Taufen und Segnen in der Krankenhauseelsorge (Theodor Berggötz, Vorsitzender des Konvents der Klinik-, Kur- und Rehaseelsorge)

Nach 23 Jahren als Gemeindepfarrer in zwei Gemeinden bin ich nun über 12 Jahre lang als Krankenhauseelsorger tätig. Als Gemeindepfarrer habe ich über 400 Menschen getauft, vor allem Kleinkinder, dann zunehmend auch Kinder und Jugendliche im Konfirmandenalter. Auch manche Erwachsene habe ich getauft, meist Russland-Deutsche. Im Krankenhaus aber habe ich in diesen zwölf Jahren nur sieben Menschen ge-

tauft, drei Kinder von Mitarbeitenden, drei Erwachsene, ein Totgeborenes. Das ist zahlenmäßig nicht der Rede wert. Allein in den letzten zwei Jahren habe ich über 20 Patienten bestattet. Und ich habe in diesen zwei Jahren weit über 100 Menschen den Sterbesegen zugesprochen oder die Verstorbenen ausgesegnet. Doch der Reihe nach. Im Krankenhaus lebe ich nicht gemeinsam mit den Patienten.

Wo, wenn nicht hier, kann es Kirche gelingen, Menschen anzusprechen, von Gott zu erzählen und zu Gott und damit auch in die Taufe oder den Kirchen(wieder-)eintritt zu rufen?

In der Gemeinde habe ich mit und unter deren Mitgliedern gelebt. Im Krankenhaus begegne ich den Menschen meist nur kurze Zeit im Kasus der Gefahr, nicht selten der Lebensgefahr. Und ich begegne Angehörigen

im Kasus von Sterben und Tod. Da stärkt und tröstet eine Kasualie, die ich als Gemeindepfarrer nur selten gelebt habe – die Sterbenden segnen oder ausssegnen. Merkwürdigerweise ist sie viel enger mit der Taufe verbunden, als ich je zuvor wahrgenommen habe. Darum habe ich auch ein Totgeborenes getauft. Darum habe ich auch zwei Erwachsene zu Hause getauft, ganz alleine, zwei Erwachsene, die zum Sterben nach Hause entlassen wurden und diesen dringenden Wunsch hatten, getauft zu werden. Da war keine Zeit für Taufunterricht, dafür aber die große Sehnsucht, Gott zu gehören. Krankenhauseelsorgende, die an einer Kinderklinik oder einer Geburtshilfeklinik tätig sind, kennen dies viel selbstverständlicher. Da werden immer wieder Kinder notgetauft, wenn man mit ihrem raschen Sterben rechnen muss und Eltern diesen Wunsch haben. Was verbindet also Not-

taufen, Taufe eines Totgeborenen, Taufen von Sterbenden, Sterbende segnen und Verstorbene aussegnen miteinander? Es ist die Sehnsucht, von Gott gefunden zu werden, von ihm aus dem Tod gerettet zu werden. Und darum sage ich zu: Gott nimmt Dich an sein Herz. Wenn auch alles verloren geht, du gehst nicht verloren. Denn „Dein bin ich, o Gott“. Damit wird die Taufgnade in der Segnung und Aussegnung erinnert und groß gemacht. Und so sind wir in der Krankenhauseelsorge ganz nah an der Taufe, auch wenn wir sie eher selten feiern.

Zurück zur Taufe des totgeborenen Kindes. Ich habe natürlich gelernt, dass dies nicht vorgesehen ist. Der verzweifelten Mutter mit ihrem sehnsüchtigen Wunsch, ihr totgeborenes Kind taufen zu lassen, habe ich dann nachgegeben. Eine angebotene Segnung war ihr nicht stark genug in diesem Kasus des Todes ihres Kindes. Sie hat das stärkste Heilige Zeichen (Sakrament) für ihr totes Kind erbettelt. Es ist dies Zeichen, dass ihr Kind bei Gott geborgen ist, dass Gott es verwandelt zum ewigen Leben, dass er es an sein Herz genommen hat, dass es leben darf in seiner Herrlichkeit. Andere totgeborene Kinder, zu denen ich in meiner Rufbereitschaft gerufen wurde, habe ich gesegnet. Deren Eltern hat dies Zeichen getröstet. Und ich habe immer ein Herz aus Olivenholz bei ihnen gelassen, das sie erinnern soll: So sehr sie ihr Kind lieben, so viel mehr liebt Gott dies Kind. Und ihr Kind gehört nun auch ganz zu ihm, lebt in seiner anderen Welt, auch als sein Kind.

Es ist die Sehnsucht, von Gott gefunden zu werden, von ihm aus dem Tod gerettet zu werden

II. Taufe im Arbeitsfeld „Kirche in Gebärdensprache“ (Melanie Keller-Stenzel, Landeskirchliche Beauftragte für Gehörlose und Hörgeschädigte)

„Was ist, wenn ein Mensch den Taufbefehl nicht ‚hören‘ kann“, fragt kürzlich ein Kollege. „Dann sieht er ihn“, lautet meine Antwort.

Gebärdensprache ist eine visuell-manuelle Sprache, die ohne akustische Signale funktioniert und mit den Augen wahrgenommen wird. Ein Taufgottesdienst in Gebärdensprache unterscheidet sich also zunächst einmal

sprachlich von Taufgottesdiensten in parochialen Strukturen, die zu allermeist lautsprachlich orientiert sind. Dabei ist wichtig zu wissen, dass gehörlos sein von Expert*innen in eigener Sache mehrheitlich nicht als Behinderung erlebt, sondern als Zugehörigkeit zu einer sprachlichen Minderheit beschrieben wird. Behindert werden gehörlose Menschen durch die Zuschreibung lautsprachlich orientierter Mehrheitsgesellschaft von hörenden Menschen ohne Gebärdensprachkompetenz. Das hat zur Folge, dass gebärdensprachliche Menschen, also vor allem von Geburt an gehörlose oder früh ertaubte Menschen, sich an barrierefreier Teilhabe häufig gehindert sehen.

„Kirche in Gebärdensprache – Gehörlosenseelsorge“ als genuin kirchliches Angebot entspricht dem Bedürfnis gebärdensprachlicher Menschen nach geistlicher Heimat in ihrer Mutter- resp. Erstsprache. Gehörlosenseelsorge ist gemeindebildendes seelsorgliches Arbeitsfeld

im Kanon der „besonderen“ Seelsorgedienste. Gebärdensprachliche Menschen versammeln sich in personalgemeindlich strukturierten (wenngleich in den meisten Landeskirchen auf dem Gebiet der EKD, so auch in Baden, nicht rechtlich verfassten) Gebärdensprachgemeinden.

Darüber hinaus trägt ein Taufgottesdienst in Gebärdensprache der Tatsache Rechnung, dass sich gebärdensprachliche Menschen nicht nur als Teil einer Sprachgemeinschaft, sondern vielmehr noch als Teil einer Sprachkulturalität sehen, was wahlweise als Gebärdensprachkultur, Gehörlosenkultur oder deaf culture beschrieben wird. Ein Taufgottesdienst in Gebärdensprache bietet daher mehr als einen fremdsprachigen Kasualgottesdienst einer ‚Personalgemeinde‘, sondern ist vielmehr zugleich geistliche Heimat für ein gebärdensprachlich orientiertes familiales System, für den Täufling und seine Angehörigen, im Fall der hier insbesondere in den Blick genommenen Säuglings- oder Kleinkindertaufe, vor allem für die Taufeltern. Und nicht zuletzt ist er gemeindebildendes Element im Sinne einer Aufnahme des Täuflings in die Gemeinschaft der Gebärdensprachgemeinde. Denn ein Taufgottesdienst in Gebärdensprache berücksichtigt die spezifische psychosoziale Situation des Täuflings und seiner Eltern sowie auch der versammelten Gebärdensprachgemeinde. Deshalb bleibt gebärdensprachlich orientierte Gemeindegearbeit und Kasualpraxis unaufgebbare Bestandteil genuin kirchlichen Handelns.

Ein Taufgottesdienst in Gebärdensprache berücksichtigt die spezifische psychosoziale Situation des Täuflings und seiner Eltern

Demgegenüber ermöglicht die Verdolmetschung in Gebärdensprache eines lautsprachlichen Taufgottesdienstes im parochialgemeindlichen Kontext dem gebärdensprachlichen Täufling resp. seinen Eltern zwar die Inanspruchnahme seines Rechtes auf barrierefreie Teilhabe, jedoch

verkennt es seine Sprachkulturalität und geistliches Beheimatetsein in seiner Erst- bzw. Muttersprache. Was also ist, wenn ein Täufling den Taufbefehl nicht „hört“? Dann sieht er ihn – wenn er ihm in sei-

ner Sprache in einem Taufgottesdienst in Gebärdensprache zugesagt ist.

III. Kindertageseinrichtungen und Taufe (Lucius Kratzert, Projektstelle „Gesamtsteuerung Verantwortung und Koordination für die evang. Kindertageseinrichtungen in Baden“)

Sind evangelische Kitas eine Serviceeinrichtung, die Kirchengemeinden ihren Mitgliedern anbieten? Oder dürfen Pfarrer*innen sogar „Mission“ betreiben in der Kita?

Kitas sind Teil der staatlichen Versuche, Erziehung und Bildung von Kindern zu gewährleisten. Die dafür verantwortlichen Kommunen können diesen Auftrag im Sinne der Subsidiarität an freie Träger vergeben. Darum gibt es auch ca. 635 evangelische Kitas in Baden, die mit zig Millionen Euro an öffentlichen Mitteln gefördert werden. Zwar zahlen auch die Kirchengemeinden über die Kirchensteuereinnahmen einen Teil der Kosten. Aber

würde diese Kostenbeteiligung es rechtfertigen, dass Kirchengemeinden entweder bevorzugt evangelische Kinder in ihre Kitas aufnehmen oder dass sie Kitas als Orte der Mission titulieren würden? Oder leitet sich aus dem Kirchensteuer-einsatz ab, dass evangelische Kitas Orte für evangelische oder für zu evangelisierende Familien sind? Würden Trägerverantwortliche mit solchen Forderungen in die kommunalen Rathäuser gehen und Betriebskostenzuschüsse aushandeln wollen, sie würden vermutlich einen Shit-Storm im Gemeinderat auszulösen, wenn ihnen nicht gleich der Betriebskostenvertrag gekündigt würde.

Und dennoch können Kitas in mindestens drei Weisen zu Orten des Gemeindeaufbaus werden.

Gemäß der Anstellungsvoraussetzungen der Landeskirche müssen pädagogische Fachkräfte in unseren Kitas in der Regel Mitglieder christlicher Kirchen sein. Diese Tatsache ist eine große Chance für die Gemeindearbeit. Denn diese badenweit ca. 7.000 Menschen sind ja Angestellte in der hauptamtlichen

Verkündigung. Sie lesen den Kindern biblische Geschichten vor. Sie organisieren Mor-

genkreise mit Gebeten und Liedern. Sie gehen mit den Kindern in Kita-Gottesdienste. Allerdings sind diese Hauptamtlichen oft wenig gebildet in theologischen Fragen. Je mehr Zeit auch Pfarrer*innen in diese Bildung investieren, desto höher ist die Chance, dass sich diese Gemeindeglieder auch jenseits des Kita-Alltags engagieren. Dass sie ihre eigenen Kinder taufen lassen. Dass sie sonntags Mini-

gottesdienste gestalten. Dass sie in ihrem Umfeld – oft genug junge Menschen – zu Bot*innen des Evangeliums werden.

Die Taufe eines kleinen Kindes ist oft genug die erste Begegnung von Kirchenmitgliedern mit „ihrer“ Kirche nach 15 Jahren. Wenn dann aber eine Familie ins Umfeld der Kita kommt, ist es die Frage, ob sich Begegnungsmöglichkeiten anschließen. Wie präsent ist die Kirche, auch als Institution um das Pfarramt herum, im Kita-Alltag? Wie sehr wird die Kita ins Gemeindeleben integriert? Wer ein paar Jahre lang in einer Gemeinde mit einer Kita gearbeitet hat, kann viele Geschichten von Erwachsenen erzählen, die über den Kita-Besuch ihrer Kinder in eine neue Nähe zu ihrer Gemeinde gekommen sind. Und nicht wenige Kirchenälteste kommen in dieses Engagement über die Kita.

Die dritte Dimension betrifft die Kinder. Wie viele Kinder wachsen zu Hause mit Kinderbibeln auf, mit den Geschichten von Jesus, mit Christus-Liedern? Je mehr das abnimmt, umso schwieriger wird es,

Jugendlichen und Erwachsenen das Evangelium nahezubringen.

Wie präsent ist die Kirche, auch als Institution um das Pfarramt herum, im Kita-Alltag?

Die Vorstellung davon, dass da ein Gott

über uns schwebt und wacht, entwickelt sich in der Regel im Kindesalter. Diese Vorstellung können Erzieher*innen und Pfarrer*innen prägen – durch die richtige Lektüre, durch schöne Rituale, durch liebevolle Gottesdienste... Wenn die Geschichten dann im Religionsunterricht schön weitererzählt werden, kann erst die Frage kommen: „Was hindert's, dass ich mich taufen lasse?“

Allzu offensiv und fordernd dürfen Kita-Träger nicht auftreten, wenn es um das Thema Kita und Mission geht. Wer Kita-Arbeit allerdings bewusst evangelisch macht, darf darauf vertrauen, dass sich die Arbeit auch dadurch ausdrückt, dass Kinder den Wunsch entwickeln, getauft zu werden.

IV. Das große Versprechen Gottes. Kleinkindtaufe aus Sicht der Evangelischen Psychologischen Beratung (Ursula Bank, Landeskirchliche Beauftragte für Erziehungs-, Ehe-, Familien- und Lebensberatung (Psychologische Beratung))

Wenn Eltern ihr Kind zur Taufe bringen, haben sie auf dem Weg mit ihrem Kind schon vieles bewegt und bewältigt.

Ein Kind ist auf die Welt gekommen; damit ändert sich die Welt der Eltern bzw. der Familie grundlegend, denn das System ist schlagartig ein anderes geworden. Auch die Beziehungen

untereinander verändern sich. Keine lebenszyklische Phase in der Entwicklung einer Familie bringt so viele Veränderungen mit sich wie die Geburt insbesondere des ersten Kindes.

Diese Veränderungen sind Entwicklungsherausforderungen. Sie tragen stets das Potenzial einer Krise in sich, so sehr die Ankunft des Kindes auch mit dem Erleben von Glück verbunden sein mag. Ganz anders kann diese erste Zeit mit dem Kind auch von Enttäuschung und einer Scham über diese Enttäuschungsgefühle verbunden sein. Etwa weil sich die Vorstellungen

über das Kind oder über das Leben mit dem Kind in der Realität nicht erfüllen.

Viele Anpassungsleistungen müssen erbracht werden und gelingen teils nicht so leicht, insbesondere wenn existenzielle Bedürfnisse aus eigenen Kindheitszeiten mit betroffen sind.

Wenn Eltern ihr Kind taufen lassen wollen, mag sich das Leben als Familie bereits ein Stückweit eingespielt haben und eine Bindung zum Kind aufgebaut sein. Die Alltagsabläufe mögen gewohnter geworden sein, die Beziehungen untereinander eine Art neue „Ordnung“ gefunden haben.

All diese mehr oder weniger bewältigten Krisen-Erfahrungen schwingen im Hintergrund mit, wenn es im Taufgespräch darum geht, einen Anknüpfungspunkt für die Bedeutung und Botschaft des Sakraments der Taufe zu finden.

Die meisten Eltern machen sich Sorgen um die Entwicklung und Zukunft ihrer Kinder, insbesondere wenn sie an Situationen den-

ken, in denen sie als Eltern ihren Kindern nicht beistehen oder sie vor Leid und Unglück nicht bewahren können. In vielen Wünschen von Eltern für ihre Kinder nach allem Guten & Schönen dieser Welt spiegeln sich diese Unsicherheiten und Ängste.

Die Taufe bringt das große Versprechen Gottes zum Ausdruck: „Du bist mein geliebtes Kind.“ Lassen Eltern sich das im Blick auf ihr Kind zusprechen, vermag die Taufe sie zu entlasten von überzogenen Erwartungen und Ansprüchen an sich als Eltern, an ihr Kind, an das Leben.

Die Taufe bringt
das große Versprechen
Gottes zum Ausdruck:
„Du bist mein geliebtes Kind.“

- Dieses Kind ist den Eltern „nur“ anvertraut. Es gehört ihnen nicht und ist keiner ihrer Erwartungen verpflichtet, es ist Gottes Kind.
- Eltern können „nur“ sie selbst sein, keine Super-Eltern, die alles besser machen als die eigenen Eltern. Immer machen sie auch Fehler und bleiben ihrem Kind etwas schuldig.
- Das gute Leben gibt es „nur“ mit Beunruhigung, mit Ungewissheit, mit Unbeherrschbarem.

Das ist der Kontext für die Zusage Gottes „Du bist mein geliebtes Kind.“

In vielen der Gespräche an Psychologischen Beratungsstellen der EKIBa geht es genau um die Frage und Suche nach dem, was trägt, wenn vieles wankt bzw. als wankend erlebt wird.

Zunächst ist es, wenn es gut geht, die Beratungsbeziehung, die ein Stück Halt gibt. Es kann zur Sprache gebracht werden, was bedrückt. Es findet Ansehen und Resonanz, daraus können sich neue Perspektiven entwickeln lassen.

Letztlich ist die fachliche Arbeit von Teams in Psychologischen Beratungsstellen ganz im Sinne der Taufbotschaft von dem Vertrauen getragen, dass auch in noch so leidvollen, verzweifelten oder ausweglosen Situationen Hoffnung neu entstehen, Zuversicht wachsen und Segen erfahrbar werden kann. Etwas von dem, was größer ist als unser Vermögen und unverfügbar bleibt. Worauf wir vertrauen und woran wir zuweilen zweifeln.

Die Taufe ist eine wunderbare Vergewisserung und Erinnerung daran mitten in dem, was ist, wie es ist.

V. Tauf- und Konfirmationserinnerung im Altenheim (Urte Bejick, Bereichsleiterin Altenheimseelsorge)

„Herr Christ,

leit meines Lebens Lauf.

Dein bin ich worden in der Tauf.

Dein will ich bleiben für und für.

Schließ mir einst auf die Himmelstür.“

Das alte Kindergebet geht der 80jährigen Frau noch glatt von den Lippen, obwohl sie sich an so vieles nicht mehr erinnern kann. „Aber das vergisst man nicht.“ Gottesdienste zur Tauferinnerung werden oft mit Kindern oder Jugendlichen gefeiert. Sie sollen nachvollziehen können, was bei ihrer Taufe eigentlich geschehen ist. In Altenpflegeheimen bekommen Tauferinnerungen einen anderen Akzent. Bei der Kindertaufe wird eine Handlung an einem kleinen Menschen vollzogen, der dieser weder zustimmen noch sie ablehnen kann und sich auch nicht bewusst daran erinnern wird. Dass etwas mit ihnen und an ihnen getan wird – Waschen, Ankleiden, Frisieren, alles, was wir „Pflege“ nennen – ist eine oft schmerzlich empfundene, manchmal auch dankbar angenommene Erfahrung pflegebedürftiger alter Menschen. Bei allem Respekt vor dem Recht auf Selbstbestimmung und Selbstwirksamkeit, die auch abhängigen Menschen bis zuletzt zugestanden werden müssen, ist das Alter, zumindest das hohe Alter auch eine Lebensphase, deren Gestaltungsaufgabe die Pflege der Passivität (neben allen noch lustvoll geübten Aktivitäten), die Erkenntnis der Interdependenz und letztendlich die Hin- und Rückgabe ist.

Die Erinnerung an die eigene Taufe kann eine rituelle Einübung in solch eine Passivität und Hingabe sein. Hier wird sie bewusst vollzogen und bejaht: Gottes bedingungsloses Ja zu einem Menschen von Anfang an erlöst von der Selbsterlösung und Selbstoptimierung, auch von einem „erfolgreichen Altern“. In der Taufe hat eine Person einen Namen bekommen, der zu ihr gehört, und damit Ansehen. Bei der Taufe haben sich Eltern und Paten, möge die Beziehung später zu ihnen auch schwierig ge-

worden sein, hat eine Gemeinschaft „ja“ zu einem kleinen Menschen gesagt, ihn willkommen geheißen und aufgenommen. Die Erinnerung an die Taufe in einem Pflegeheim unterstreicht die Zusage Gottes auch unter den Bedingungen eines gelebten Lebens in all seiner Fehlbarkeit, unter den Bedingungen körperlicher Schwäche und nachlassender Erinnerungsfähigkeit. Gott erinnert sich an jeden Menschen, er kennt alle mit Namen. Auch wenn Eltern, Freund*innen, Bekannte gestorben sind, alte Menschen sich der Welt entfremdet und einsam fühlen – sie sind durch die Taufe doch aufgenommen in eine Gemeinschaft der Lebenden und der Toten. Die Taufferinnerung feiert auch die so oft diskutierte Würde der pflegebedürftigen Menschen. „Ich bin getauft“ hat Luther mit Kreide auf seinen Tisch geschrieben. Das sollte Mut machen, sich selbst nicht verloren zu geben, das ist eine Zusage bis ins Sterben hinein.

Ein Sonntagsgottesdienst (auch wenn er am Donnerstagnachmittag gefeiert wird) oder ein Gottesdienst zu Ostern, Pfings-

Die Erinnerung an die eigene Taufe kann eine rituelle Einübung in solch eine Passivität und Hingabe sein

ten, auch zum Ewigkeitssonntag könnte als solch ein stärkender Erinnerungsgottesdienst gefeiert werden. Gottesdienst gerade in Pflegeheimen leben von Symbolen – das Wasser, das hoffentlich einmal wieder mögliche Zeichen in die Hände, das Entzünden einer Taufkerze bieten hier viele Möglichkeiten der Gestaltung.

Die Konfirmation gilt als bewusste Bejahung der eigenen Taufe, auch wenn die Konfirmierten der Kirche danach erst einmal oder länger fernbleiben. „Frau Pfarrerin, der

Spruch, über den Sie heute gepredigt haben – das war mein Konfirmationsspruch. Ich habe neulich wieder mal dran denken müssen, als ...“. Solche Bekenntnisse alter Menschen sind keine Seltenheit. „Die Konfirmation“ als Übertritt ins Erwachsenenalter, die Konfirmationskirche, der Konfirmationsspruch tauchen wieder aus der Erinnerung auf. Hier ergeben sich wertvolle Anlässe zu biografischen Gesprächen. Eiserne, diamantene, Gnadenkonfirmationen zu feiern, ist auch im Pflegeheim möglich, aber meist nicht üblich. Häufiger ist die Feier der „Goldenen Konfirmation“, das 50jährige Jubiläum. Manche Ältere verbinden das Gedenken mit Vintage- und Retropartys. Das ist nicht nur Lust an der Freude: Der Zeitpunkt der Konfirmation war für viele, die nicht studierten, der Übergang in eine Lehre. Es war die Zeit der eigenen Jugend mit allen Peinlichkeiten und Entdeckungen. Die „Goldene Konfirmation“ ist so auch die Feier der eigenen Jugend und der endgültige Abschied von ihr. Die „Goldene Konfirmation“ fällt auch auf die zumindest

symbolisch noch auf 65 Jahre datierte Verrentung, den Abschied vom Beruf und so einer eigenen Lebenswelt. Für diesen Übergang, auch für spätere Übergänge in das höhere Alter gibt es kaum Rituale, die diese durchaus nicht immer froh begrüßte neue Lebensphase stützen. Die „Goldene“ Konfirmation könnte so ein wichtiges kirchliches Schwellenritual sein, dem weitere Begehungen von Schwellen folgen könnten. Die „diamantene“, die „Kronjuwelen“- oder die eiserne Konfirmation erinnern an einen Akt der Selbstbestimmung, der immer noch Gültigkeit hat – auch für alte Menschen, deren Selbstwirksamkeit immer mehr verloren zu gehen droht. Sie feiern deren Würde.

VI. Die beliebtesten Taufsprüche sind Psalmworte. Judentum und Taufe (Klaus Müller, Landeskirchlicher Beauftragter für das christlich-jüdische Gespräch)

Erreicht die Taufpraxis unserer Kirche jüdische Menschen? Die einfach gestellte Frage gibt zu denken. Schlicht ausgehend von der Anzahl der hier in Frage kommenden Personen scheint das Thema eher marginal, sprechen wir doch von nicht viel mehr als 4000 Mitgliedern der jüdischen Gemeinden im Badischen zwischen Konstanz und Mannheim. Hinter der Statistik steckt freilich ein weitaus tieferes Moment. Die Beziehung unserer Kirche zur jüdischen Community ist ausdrückliches Thema unserer Grundordnung – ganz weit vorne platziert. In Artikel 3 der Grundordnung hat sich unsere Synode ziemlich genau vor 20 Jahren auf folgenden Konsens verständigt:¹ „Die Evangelische Landeskirche in Baden will im Glauben

an Jesus Christus und im Gehorsam ihm gegenüber festhalten, was sie mit der Judentum verbindet. Sie lebt aus der Verheißung, die zuerst an Israel ergangen ist, und bezeugt Gottes bleibende Erwählung Israels. Sie beugt sich unter die Schuld der Christenheit am Leiden des jüdischen Volkes und verurteilt alle Formen der Judenfeindlichkeit.“ Schlechterdings ein Fundamentalsatz, eingeschrieben in das Selbstverständnis der christlichen Kirche – in der badischen Kirchenverfassung noch vor dem Stichwort „Ökumenische Beziehungen“ (Art 4). Diese Sätze bilden seitdem (nach dem wichtigen „Aufschlag“ durch das Synodalwort 1984 von der bleibenden Treue Gottes zu seinem Bundesvolk) sozusagen die Basis und Geschäftsgrundlage für alles landeskirchliche Tun und Lassen in den christlich-jüdischen Beziehungen. Der Grundtenor in der Haltung der Kirche zum Judentum lautet auf Wertschätzung der jüdischen Gemeinden unter uns, einige von ihnen nach dem Zivilisationsbruch der Schoah wieder neu ins Leben gerufen, mit ihren Gemeindegliedern, Rabbinern, Kantoren, in ihren Synagogen und Gebetsräumen überall im Land. Der angemessene Gestus der Kirche gegenüber dem Judentum ist mithin die Anerkennung vollgültiger Partnerschaft in der Verbindung zu dem einen Gott Himmels und der Erden, dem Gott der Mütter und Väter des jüdischen Glaubens, dem Gott, den wir mit Jesus als den Vater im Himmel anrufen.

Nun ist die Taufe jüdischer Menschen sicherlich kein Akt der „Judenfeindlichkeit“. Sie darf allerdings nicht einem Überbietungsdenken entspringen, das einem de-

fizitären und verblendeten Judentum endlich das Licht der Taufe zu bringen hätte. Jener alte Antagonismus, der scheiden wollte zwischen einer *perfidia judaica* und einer *fides christiana*, zwischen vermeintlicher jüdischer Halsstarrigkeit und christlicher Glaubensfrische, gehört ins theologische Arsenal vergangener Zeiten. Nicht nur dies: Im Vorfeld des 500sten Reformationsjubiläums ging die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland einen entscheidenden Schritt weiter und formulierte ein klares Nein zur sogenannten Judenmission, gleichsam ein Lackmустest auf die Ernsthaftigkeit einer erneuerten Beziehung der evangelischen Kirche zum Judentum. In der Kundgebung vom 6.11.2016 markierte die EKD-Synode sozusagen den kirchenoffiziellen Standard und formulierte:² „Christen sind – ungeachtet ihrer Sendung in die Welt – nicht berufen, Israel den Weg zu Gott und seinem Heil zu weisen. Alle Bemühungen, Juden zum Religionswechsel zu bewegen, widersprechen dem Bekenntnis zur Treue Gottes und der Erwählung Israels.“ Die Diktion ist klar und unmissverständlich. Die Kirche ist auf ihrem Weg als Gesandte des Evangeliums in die Welt weder beauftragt noch berufen, „Israel den Weg zu Gott und seinem Heil zu weisen“ bzw. „Juden zum Religionswechsel zu bewegen.“ Die Kirche ist gegenüber dem jüdischen Volk ganz und gar die Empfangende und nicht die Gebende. Nun ist die Taufe nach breiter ökumenischer Überzeugung die Eingliederung in den Leib Christi, das Eingangssakrament in

Wer sind wir, dass wir uns zu Regenten über das verborgene Walten Gottes und seines Geistes aufschwingen dürften?!

die Gemeinschaft der Kirche. Im Mainstream des jüdischen Selbstverständnisses hingegen löst die christliche Taufe einen jüdischen Menschen aus seiner Verbundenheit mit der jüdischen Glaubensgemeinschaft heraus. Die Taufpraxis der Kirche kann und darf einer solchen Grundeinstellung der jüdischen Religion nicht zuwider handeln. Aus den im christlich-jüdischen Dialog gewonnen Überzeugungen folgt nun allerdings auch nicht ein striktes, kategorisches Taufverbot bei einem eventuellen Taufbegehren jüdischer Menschen – wer sind wir, dass wir uns zu Regenten über das verborgene Walten Gottes und seines Geistes aufschwingen dürften?! Was dennoch unangemessen ist und der Valenz der Religion des jüdischen Volkes Abbruch tut, wäre ein Werben und Anbieten der christlichen Taufe

im Gestus des Triumphalismus und geistlichen Überlegenheitsgefühls. Es ist übrigens die Überzeugung vieler in unserer Kirche, dass wir hier *mutatis mutandis* auch

unsere Beziehungen zu Musliminnen und Muslimen berühren.

An dieser Stelle nur eine knappe Bemerkung zur Bewegung der christusgläubigen Jüdinnen und Juden bei uns und weltweit, den sogenannten Messianischen Juden. Auch hier gilt: Wie sollten wir jüdischen Menschen verweigern, Jesus von Nazareth als ihren „Jeschua“, als ihren Heiland anzunehmen und durch die Taufe in die Gemeinschaft der Kirche einzutreten? Willkommen – Gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn! Nur: Im Raum der Kirche gilt seit langer Zeit die Überzeu-

gung von der ungebrochenen Gültigkeit des Gottesbundes mit seinem Volk, in aller Hochachtung und Dankbarkeit, die keinen Raum lässt für eine defizitäre Sicht auf eine dem Untergang geweihte Religion, die aus dem Irrtum des Unglaubens befreit werden müsste. An dieser Stelle ist bis auf Weiteres ein Streit auszutragen. Neuere statistische Beobachtungen belehren uns, dass wir im Zuge der religiösen Pluralisierung unserer Gesellschaft auch im binnenkirchlichen Leben mehr und mehr mit Angehörigen anderer Religionen zu tun haben werden – gerade auch in unserer Kasualpraxis und insbesondere auch im Rahmen unserer Taufpraxis, seien es durch Taufwillige selbst oder eben auch Elternteile oder Familienangehörige von Täuflingen.³ An dieser Stelle tun sich neue und ungewohnte Dimensionen zum Stichwort Taufvorbereitung bzw. Taufbegleitung auf. So wird ein Taufkatechumenat, das sich gegenüber dem Judentum religionssensibel zeigt, aufmerksam machen auf manchen religionsgeschichtlich und systematisch-theologisch interessanten Zusammenhang. Es ist beileibe keine Marginalie, dass sich Jesus selbst in der Wüste am Jordan gebeugt hat unter die Taufe des jüdischen Predigers Jochanan. Es ist Zeichen der Hochschätzung von etwas Vor- und Außerchristlichem. Bereits in der Hebräischen Bibel kann der Zusammenhang zwischen der Vergebung der Sünden und einer damit verbundenen Waschung thematisiert werden (vgl. Ps 51,9: „Entsündige mich mit Ysop, dann werde ich rein; wasche mich und ich werde weißer als Schnee“). Das sozusagen tiefenreinigende Ritual der Waschung ist in der jüdischen, ja menschheitlichen

Kultur tief verankert. Spätestens im 1. nachchristlichen Jahrhundert ist neben der regelmäßigen Waschung im Tauchbad eben auch die einmalige Taufe beim Übertritt ins Judentum – die sogenannte Proselytentaufe – bezeugt. Das Bad der Reinigung, des Neuwerdens menschlicher Existenz, gar der neuen Geburt ist fester Bestandteil jüdischer Religionspraxis über die Jahrhunderte. Neuwerden durchs Wasser hindurch – für den großen mittelalterlichen Interpreten des Judentums, Moses Maimonides, ist der Durchzug der Israeliten durch das Wasser des Roten Meeres geradezu Grundakt ihrer „Taufe“ zum Volk der Erwählung, der Grundakt des Eintretens in den Bund mit Gott. All dies könnte mitschwingen, wenn im Taufgespräch mit jüdischen Menschen eben vom Sakrament der Taufe die Rede ist.

Ja, es ist schlicht so: Die beliebtesten Taufsprüche sind Worte aus den Psalmen, dem Gebetbuch des Judentums. Ein noch ungewohnter Zug im diakonisch-seelsorglich-katechetischen Auftrag der Kirche, im Sprechen über eine sakramentale Handlung etwas zu würdigen, was zunächst einmal vor und außerhalb des Christlichen Bestand hat.

VII. Taufe von Geflüchteten (Elisabeth Hartlieb, Landeskirchliche Beauftragte für die Seelsorge an Aussiedlern, Ausländern und Flüchtlingen und für das christlich-islamische Gespräch)

Seit Jahren beschäftigt die Kirchen in Deutschland das Thema der Taufe von Geflüchteten. Nicht erst seit dem „Som-

mer der Migration“ 2015 hat die Zahl der Taufen vor allem iranischer Flüchtlinge stark zugenommen. Mit der Berichterstattung in großen Medien kam diese Entwicklung in den Blick der Öffentlichkeit unter dem Stichwort „Massentaufen von Flüchtlingen“ (vgl. Krannich 2020, 12) und mit eindrücklichen Videobildern, auf denen begeisterte, weiß gekleidete Täuflinge in Seen untergetaucht werden und mit Halleluja-Rufen wieder aus dem Wasser steigen. In der öffentlichen Debatte dominierten drei Narrative für dieses Phänomen: der Vorwurf des strategischen Asylmissbrauchs, die Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat um die Deutungshoheit über die Taufe und die Deutung als Erweckung unter Muslim*innen. Diese Narrative waren und sind geeignet, sowohl die gesellschaftliche wie die innerkirchliche Debatte emotional zu befeuern. Während die ersten beiden Narrative nach einer vertieften Auseinandersetzung über die Taufe – und über die Taufe im Kontext des Asylverfahrens - verlangen, berührt die Deutung als Erweckung das Verhältnis von Mission und christlich-islamischem Dialog und wird auch in unserer Landeskirche gerne angeführt, um bestimmte inhaltlichen Positionen, etwa in der Gottesfrage, zu entkräften. Es ist hier nicht möglich, das Thema „Taufe im Asylverfahren“ umfassend abzuhandeln. Daher will ich mich auf drei Schlaglichter beschränken.

Gerade in landeskirchlichen Gemeinden haben die Begegnungen mit muslimischen Geflüchteten Impulse gebracht

In landeskirchlichen Gemeinden haben die Begegnungen mit muslimischen Geflüchteten Impulse gebracht und Änderungen angestoßen

und Änderungen angestoßen. Gemeindeglieder und Pfarrer*innen haben die Erfahrung gemacht, dass geflüchtete Menschen nach der Taufe fragten, dass ihre

Begleitung auf dem Weg zur Taufe und ihre Aufnahme in die Gemeinde die einheimischen Gemeindeglieder herausfordert, in Bewegung bringt und Veränderungen nötig macht, z.B. indem man

überlegt, wie die neuen Gottesdienstbesucher*innen angesprochen und einbezogen werden. Solche Veränderungen des Gewohnten fallen nicht immer leicht, denn die kulturelle Verschiedenheit und oft auch die andere religiöse „Färbung“ des evangelischen Christseins, die die Neuankömmlinge mitbringen, sind nicht nur Bereicherung, sie können auch Spannungen hervorrufen. Hier will ich deshalb allen Gemeinden, den Pfarrer*innen und weiteren haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden danken, die seit Jahren in unserer Kirche Geflüchtete begleiten, die sich dem christlichen Glauben zuwenden und sich taufen lassen wollen. Ihre Erfahrungen und noch mehr die Stimmen der Getauften selbst zu Wort kommen zu lassen, steht noch aus.

Geflüchtete aus dem Iran bzw. iranischer Herkunft stellen die überwältigende Mehrzahl der Getauften. Menschen aus dem sunnitischen Islam wenden sich nur selten dem Christentum zu, auch wenn es prominente Ausnahmen gibt. Diese Tatsache nötigt zu großer Zurückhaltung in Bezug auf die Rede von einer Erweckung unter Muslim*innen. Vielmehr gilt es genauer dem nachzugehen, dass Farsi-

sprechende Menschen, die zumeist eine Geschichte in verbotenen iranischen Hauskirchen durchlebt haben, sich nach einer erfolgreichen Flucht hier taufen lassen. Dies wahrzunehmen, ist sowohl für Asylverfahren und die Schutzbedürftigkeit wie für die Frage der Aufnahme in unsere Gemeinden wichtig. Conrad Krannich spitzt in seiner Untersuchung von „iranischem Protestantismus“ zu: „Der Christ-Werdung geht eine (transgenerationelle) Entfremdungsbewegung von einem als wider-iranisch konzipierten Islam voraus.“ Ob und in welcher Weise die neu hinzugekommenen Christ*innen in unseren Gemeinden in Erscheinung treten, ob sie darin eine Zuflucht auf Zeit finden oder eine Heimat auf Dauer, ist noch offen und hängt auch davon ab, inwieweit wir als „Kirche im Umbruch“ auch Christ*innen aus anderen Kulturen und mit anderen Glaubensformen geschwisterlich willkommen heißen und vielfaltssensibel wahrnehmen.

Last but not least: Gefährdet die Taufe von Muslimen, die hier als Geflüchtete zum Christentum konvertieren, den christlich-islamischen Dialog? In der Praxis ist diese Frage in der Tat eine Herausforderung für alle Beteiligten – denn Konversionen gibt es unter den Bedingungen der Religionsfreiheit in beide Richtungen und wird von der jeweils anderen Seite meist als Verlust gefühlt und erlebt. Als Islambeauftragte unserer Landeskirche meine ich, dass theologisch Mission und Dialog keinen Gegensatz darstellen. Das missionarische Glaubenszeugnis wie das christlich-islamische Gespräch, also der interreligiöse Dialog, leben von dialogischen

Kommunikationsformen und nicht von Überwältigungsstrategien.

Beide, Mission und Dialog, geschehen in Treue und Bindung an die eigene Glaubenstradition. Sie unterscheiden sich indes klar in ihrer Absicht und Zielsetzung: Wer missionarisch unterwegs ist, will Menschen zum Glauben an Jesus Christus einladen und das Evangelium verkünden. Wer Dialogarbeit betreibt, strebt gegenseitiges Kennenlernen oder gemeinsames Handeln an und erhofft das Aushalten von Differenzen sowie eine vertiefte Wahrnehmung der je eigenen Tradition, aber intendiert nicht eine Konversion zur jeweils anderen Religion. Es dient der Klarheit und schafft Vertrauen, wenn in christlich-muslimischen Begegnungen die eigenen Absichten und Ziele vorher geklärt sind und auch kommuniziert werden.

■ Theodor Berggötz, Karlsruhe,
Melanie Keller-Stenzel, Heidelberg,
Lucius Kratzert, Karlsruhe,
Ursula Bank, Karlsruhe,
Urte Bejick, Karlsruhe,
Klaus Müller, Karlsruhe,
Elisabeth Hartlieb, Karlsruhe

- 1 Text zugänglich in: <https://www.kirchenrecht-baden.de/document/27489> (zuletzt abgerufen am 12.3.2021)
- 2 Text zugänglich in: https://www.ekd.de/synode2016/beschluesse/s16_05_6_kundgebung_erklaerung_zu_christen_und_juden.html (zuletzt aufgerufen am 12.3.2021).
- 3 Vgl. den sehr informativen Beitrag von Ulrike Beichert zu „Taufe und Kirchenmitgliedschaft“ im Pfarrvereinsblatt 9/2016, 355ff.

Von den Kasualien – einige Erinnerungen

■ **Last und wunderbare Aufgabe, so fasst für sich Hans-Ulrich Carl seine Kasualgeschichte als Pfarrer in Ruhe zusammen. An ihr lässt er uns dankenswerterweise Anteil haben.**

L ästig waren sie mir, die Kasualien, im Vikariat: Immer kamen sie noch zu allen Pflichten dazu. Und ich kannte die Leute nicht, und ich hatte keine Zeit, mich auf sie einzulassen. Und ich weiß nicht, ob ich es wenigstens einigermaßen gut gemacht habe in diesen Jahren: Ich habe keine einzige Erinnerung an irgendeinen Menschen von damals in diesem Zusammenhang. Nur die Auseinandersetzung um den Kieselbronner Taufstreit ist mir klar vor Augen, nachdem gerade Karl Barth zum Ende seiner Dogmatik die Kindertaufe in Frage gestellt hatte. Wir „Jungen“ trafen uns häufig zu entsprechenden Diskussionen und Aktionen überall im Ländchen. Ich selber habe so lange mit der Taufe meines eigenen Sohnes gezögert, bis meine Mutter ein Machtwort gesprochen hat, das mir bis heute einleuchtet: „Wann soll denn endlich die Familie zu sehen bekommen, dass da ein neues Familienmitglied von Gott zu uns geschickt worden ist!“ (So ähnlich hat sie es formuliert).

Taufe – ein Akt der dankbaren Annahme des Wunders Leben; ein „Annähern“ des Neugeborenen an Gottes Liebe; eine Erinnerung der ganzen Familie an ihre Herkunft aus Gott – und eine Verpflichtung dieser Familie (und der ganzen Gemein-

Ein neues Familienmitglied ist von Gott zu uns geschickt

de!), dem Kind diese Herkunft und diese göttliche Verbundenheit weiterzusagen und vorzuleben. Ich habe mir angewöhnt, nicht nur die Eltern und Paten zu fragen, ob sie das Kind taufen lassen wollen, sondern immer auch die laut ausgesprochene Zustimmung der Gemeinde einzufordern. Und natürlich folgt immer auf die Ermahnung zur Erziehung im christlichen Glauben an die Eltern und Paten (einschließlich der Erinnerung an einen künftigen Konfirmandenunterricht!) auch die Aufforderung an die Gemeinde, dem Kind eine von Christi Geist geprägte Gemeinschaft vorzuleben.

Dass zu den Taufgesprächen auch selbstverständlich die Paten mit geladen waren, habe ich mich bemüht durchzuhalten. Über die Schwierigkeiten mit den Paten, die keiner Kirche (mehr) angehören,

will ich hier nicht lamentieren. Nur soviel: Jeder katholische Pate ist für mich selbstverständlich so glaubwürdig wie jeder evangelische. Ich habe wunderbare Taufgottesdienste erlebt, in denen die ganze Gemeinde mit dem Kind durch die Kirche getanzt ist, und manche, in denen einige Gemeindemitglieder sich spontan für eine alleinstehende Mutter mit eingesetzt haben und sie gleich mit dem Kind dazu „adoptiert“ haben. „...dem Kind seine göttliche Herkunft sichtbar zu machen und vorzuleben.“ In immer neuen Varianten habe ich jedes Mal die Geschichte von Jesus und den Kindern erzählt, der manchmal auch mit ihnen Versteck und Fangen gespielt hat – neben dem Segen.

Im Pfarramt ist es nicht weniger lästig gewesen, wenn schon wieder eine Beerdigung anstand oder eine Trauung zusätzlich am Samstag vor dem Predigt-Sonntag. Es ist auch nicht weniger geworden mit dem Zeitaufwand – im Gegenteil: Für eine Trauerfeier rechne ich mindestens eine Stunde für das Gespräch mit den Angehörigen, meistens dauert es länger, den Toten und seine Familie einigermaßen kennenzulernen; und wenn es schon bekannte Gemeindeglieder sind, dann kostet es erst recht nicht weniger Zeit. Außerdem waren neben den „Angehörigen“ oft auch die „Zugehörigen“ zu befragen, die viel mehr mit den Toten zu tun gehabt hatten als die direkten Verwandten, also die Freunde aus den Vereinen oder die Nachbarin im Wohnhaus oder sogar die Bäckerin mit dem täglich erlebten Gespräch in den letzten Lebensjahren. Bei diesen Gesprächen kann man die Verstorbenen und noch mehr die Angehörigen lieben lernen. Mindestens eine Stunde braucht die Vorbereitung des Gottesdienstes und der Ansprache; mindestens eine weitere Stunde muss ich rechnen für Anfahrt, Vorbereitung und Feier des Gottesdienstes; und wenn ich mit den Angehörigen nach Möglichkeit bis zuletzt am Grab bleibe, dann kann das bei großen Beerdigungen weitere Stunden kosten; sollte danach noch ein Besuch bei der Feier der Familie unvermeidlich sein, so ist der Tag gelaufen. Wenn ich denke, dass ich viele Jahre lang bis zu 45 Trauerfeiern zu halten hatte, dann wird, denke ich, die Belastung spürbar.

Nirgends kommen uns unsere Gemeindeglieder so nahe und sind so offen wie angesichts des Todes

Und trotzdem sind mir die Kasualien im Pfarramt lieb geworden: Da kommen die Menschen, für die wir in diesem Amt da sind, und wollen unseren Dienst. Sie wollen, dass wir den Riss im Himmel, der sie zutiefst erschüttert, notdürftig zu vernähen helfen. Sie wollen begreifen und deuten lernen, was da mit ihnen geschieht. Und wenn wir ihr Vertrauen gewinnen, dann lassen sie sich helfen und wir können manchmal die richtigen Worte für sie finden – mit Gottes gutem Geist, den wir freilich nicht immer einfach zur Hand haben. Eigentlich muss ich ja nur hinhören, was die Angehörigen selber entdecken und es in Worte fassen. Ich muss nur das Leben und Sterben des Toten im Licht der Liebe Gottes darstellen, und das kann helfen und trösten. Dieser Aufwand lohnt sich. Nirgends kommen uns unsere Gemeindeglieder so nahe und sind so offen wie angesichts des Todes. Ich habe deswegen auch gerne jahrelang unter Leitung des großartigen Liturgikers Ulrich Wüstenberg an der Erstellung der neuen Bestattungsagende mitgearbeitet: Es kommt auf jedes Wort an, das wir bei so einer Trauerfeier sagen – wo ja auch unendlich viele Menschen sitzen und mittrauern, die sonst mit der Kirche gar nichts zu tun haben. Es genügt schon, wenn auch sie ein Gefühl von Geborgenheit in dieser Feier erleben. Als die Bestattungsagende gerade fertig war (bis zum Druck ist es 2002 geworden. Mit der überraschenden Entdeckung am Ende, dass wir nirgends die für viele so wichtigen Worte aus Psalm 90 abgedruckt haben: „unser Leben währet 70

Jahre... und vergebliche Mühe“!), danach bekam ich als Mitglied der Liturgischen Kommission von der Synode durch Oberkirchenrat Michael Nüchtern den Auftrag, mit einer badischen Gruppe und mit Vertretern der EKU eine gemeinsame neue Trauagende zu erarbeiten. Zwei Jahre lang sind wir – fünf aus Baden und fünf aus der EKU unter Leitung von Joachim Ochel (der die meiste Arbeit geleistet hat, was ich ihm nie angemessen gedankt habe) in Frankfurt oder in Berlin zusammengekommen. Und wir Badener haben uns immer zwischendurch noch einmal getroffen, um Texte und Konzepte vorzubereiten. Überraschenderweise war auch unser verehrter Lehrer Frieder Schulz mit in der Kommission dabei.

Einige meiner wichtigsten Erfahrungen in Sachen Trauung sind in dieser neuen Agende mit aufgenommen worden. Ganz wichtig war mir, den immer noch katholisch geprägten Traugottesdienst zu einer evangelischen Segensfeier umzuformen. Was im katholischen Ritus die Eheschließung zweier Menschen vor Auge und Ohr des Priesters als Sakrament bedeutet, das hat sich als Form auch in profanen Trauungen als Bild in den Köpfen festgesetzt. Dabei ist ja die Eheschließung inzwischen längst durch die Ziviltrauung entmischt: Vor dem Standesamt wird der Ehe-Vertrag geschlossen. Den machen wir nicht mehr in der Kirche. Im Gottesdienst geht es um den Segen für das Paar – und um Heilung dessen, was wie ein Riss erscheint, der zwei Familien zusammengebunden hat.

Denn entgegen dem romantischen Bild, das uns der Film vormalt, ist keine Eheschließung nur die Sache zweier sich liebender Menschen

Denn entgegen dem romantischen Bild, das uns der Film vormalt, ist keine Eheschließung nur die Sache zweier sich liebender Menschen. Es treffen immer zwei Familien, zwei Freundeskreise aufeinander, die nun an einer Stelle aufs Engste miteinander verbunden werden. Ich setze also, wo das möglich ist, das Brautpaar seitlich zum Altar mit Blick auf die anwesende Gemeinde, und womöglich die Trauzeugen ihnen gegenüber, sodass ein Kreis entsteht, in dem die Gemeinde den großen Ring schließt. Die Gemeinde ist an diesem Akt direkt beteiligt und wird nicht aus dem Geschehen ausgeschlossen (was sie ist, wenn das Brautpaar ihr immer nur den Rücken zukehrt). Sie ist verbindlich beteiligt am Segen, den wir dem Brautpaar mitgeben. Ich lasse sie auch in einem besonderen Gebet jeden einzelnen Satz liebevolle gemeinsam nachsprechen, denn ihre Liebe wird das Paar tragen in den kommenden Jahren – oder auch nicht. Freilich muss das mit den Paaren jeweils gut vorbereitet werden. Und darum habe ich mir angewöhnt, mindestens zwei Traugespräche zu führen,

eines zum Kennenlernen, zur Aufnahme der Daten und um herauszufinden, wie sich das Paar selbst „seinen“ Gottesdienst vorstellt. Wenn wir uns kennen, und wenn ein Vertrauen entstanden

ist, dann kann im zweiten Gespräch der Gottesdienst selber in aller Ruhe durchgespielt und verortet werden. Und das gelingt in der Regel gut und lässt aus der großen Zeremonie wirklich einen Gottesdienst werden, in dem Gottes Geist

wirken darf. Natürlich ist auch dieses Verfahren mit viel Zeitaufwand verbunden. Und ein Sommer, in dem zehn oder mehr Hochzeiten stattfinden, ist das viel Mühe. (Ich habe mir auch angewöhnt, meine Brautpaare im ersten Gespräch für mich zu fotografieren, nachdem ich einmal in der Fülle an einem Trau-

tag nicht mehr wusste, wie die beiden denn aus-
sahen, die jetzt kommen,
um Segen zu empfangen!). Und natürlich ist

Kasualien sind mir am Ende
nicht nur lästig gewesen,
sondern eine der
wunderbarsten Aufgaben
meines Amtes

es eine enorme Herausforderung, all die vielen Gäste an so einem Tag – aus Familie Freundschaft und Arbeitswelt – mit zu gewinnen. Aber es kann immer wieder etwas Echtes daraus werden, wenn sichtbar wird, wie unsere Liebe in der Liebe Gottes ihre Wurzeln hat. Casualien sind mir am Ende nicht nur lästig gewesen, sondern eine der wunderbarsten Aufgaben meines Amtes.

Dankbar bin ich meinen vielen Lehrvikaren, die mich mit ihren frischen Ideen bereichert haben, und vor allem der wunderbaren Liturgikerin Adelheid Groten, mit der ich nach der Trauagende auch noch den großen Komplex der Eingangssequenzen erarbeitet durfte. Aber das ist ein anderes Kapitel.

■ Hans-Ulrich Carl, Baden-Baden

„Aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ (1. Kor 13, 13) –
Die Kunst der Kasualie ist die Liebe.

■ **Dr. Anne-Helene Kratzert ist Pfarrerin in Palmbach-Stupferich im Kirchenbezirk Karlsruhe-Stadt. Eindrücklich beschreibt sie die Kunst der Kasualie als Liebe und den Auftrag für die eigene Kasualpraxis, der sich aus diesem Verständnis ergibt.**

„**F**rau Pfarrerin, ich kann ihnen NICHTS Gutes über meine Mutter sagen.“

Sie ist kaum zur Tür meines Amtszimmers herein, da schmettert sie mir diesen Satz entgegen. Sie feuert ihn in den Raum wie eine Nebelbombe, noch bevor wir uns die Hand geben, und sein Dunst bleibt zwischen uns stehen für die Dauer eines mühsamen Gesprächs über eine Mutter, die, nach Fühlen und Meinen der Tochter, in allem versagt hat, worin eine Mutter versagen kann. Jetzt ist sie tot. Diese Mutter, die keiner ihrer Aufgaben je gerecht wurde. Emotional nicht. Materiell nicht. Sozial-gesellschaftlich nicht. Die, schlimmer noch, die Liebe nicht verdient hat, die die Tochter doch empfand für sie, denn: „Es war ja meine Mutter.“ Ein super-fail. Aber eben: die Mutter. Eigentlich nicht wert, Mutter genannt zu werden. Immer betrunken oder mit Drogen bis zur Apathie ausgeschaltet. Wenn wach, dann aggressiv, bestimmend, lieblos. Mehr mit der Suche nach Liebhabern und neuem Stoff beschäftigt als mit der Sorge um ihre zahlreichen Kinder.

„Frau Pfarrerin, ich kann ihnen NICHTS Gutes über meine Mutter sagen.“

Durch den Dunst dieses Satzes tasten wir uns durch ein Leben, das an vielen Stellen nicht erfüllt war. Unter schwierigem Vorzeichen schon begann. In so vielen Seelen-Ecken unglücklich blieb. Diese Tochter kann mir wirklich nichts Gutes über ihre Mutter erzählen. Aber ich merke, wie berührt sie ist. Wie angefasst von diesem Tod. Sie zittert beim Erzählen und weint viel, weil da auch bei ihr Traumata sind, die aufbrechen und zeigen, dass es ein Kreuz war, Kind dieser Mutter zu sein. Dass aber auch auf ihrer Seite Unversöhnlichkeiten und Lieblosigkeiten waren, und dennoch hat sie die Mutter begleitet und gestützt bis an ihr Ende. Ihr zum Lebensende einen Dienst erwiesen, den sie selbst von der Mutter so schmerzlich ersehnt, aber nie bekommen hat.

Die Kunst der Kasualie ist die Liebe.

Wie umgehen mit einer Lebensgeschichte, die so von Schmerz, Versagen und offensichtlicher Bruchstückhaftigkeit des Lebens, von Schuld und Fehlern durchfurcht ist wie diese? Ich war noch Pfarrerin im Probedienst, als ich in einer Karlsruher Gemeinde mit diesem Schicksal in Berührung kam. Die Begegnung mit diesem Sterbefall ist mir eine Lehrgeschichte über die Kunst der Kasualie geworden. Und ich habe es seither immer wieder erlebt: Beerdigungsgespräche führen Geschichte zutage, die für alle Beteiligten, die Angehörigen zuerst, aber dann auch die Pfarrerin, die das Leben des/der Verstorbenen vor Gott bringen soll, schwer zu tragen sind. Wie umgehen mit Le-

bens- und Liebesgeschichten, die so gescheitert sind? Ich stand damals vor einer schwierigen Entscheidung: Nehme ich die Tochter beim Wort und verliere bei der Trauerfeier kein einziges gutes Wort über die Mutter? Mache ich mich ihr zur Komplizin bei dem verzweifelten und von Trauer-Schock und Erschöpfung befeuerten Versuch der posthumen Vergeltung? Ich habe es nicht gemacht. Es war ein Wagnis.

Ich habe, mit viel zaghafteren Worten, als ich es heute tun würde, über die Liebe geredet. Denn die war ja auch da, im Nebel von Schmerz und Entsagungserfahrung der Tochter. Die stand im Raum mit jedem enttäuschten Wort, dass die Tochter über die Mutter geäußert hatte. „Ich kann ihnen NICHTS Gutes über meine Mutter sagen“, hatte sie gesagt. Und das stimmte. Und dennoch erzählte sie mit jedem Satz eine Geschichte über die Liebe.

Wer regelmäßig Kasualgespräche führt, weiß, dass die Liebe unendlich viele Gesichter hat. Und dass sie, hier, in dieser Welt, nicht immer in der Reinform ihrer Erfüllung, sondern zumeist in der Fragmentarität dessen erlebt und gegeben wird, was wir als „Existenz“ bezeichnen. Wir sind nicht die Essenz unserer selbst, wir sind gefallene Kreatur. Wir leben noch nicht im Letzten. Wir sehen noch nicht von Angesicht zu Angesicht. Wir erkennen noch nicht, wie wir erkannt sind. Was wir an Liebe geben und empfangen, entspricht häufig – nicht immer! – aber häufig dem dunklen Bild, das der Apostel Paulus im Spiegel seiner Selbst-

Dennoch erzählte sie mit jedem Satz eine Geschichte über die Liebe

Bei Kasualien geht es um das Sehen der Liebe

erkenntnis vor Gott sieht und von dem er in seinem Hohelied der Liebe im 1. Korintherbrief mit so eindrücklichen Worten schreibt.

Und aber über all dem eine Liebe, Gottes Liebe, die uns ins Leben gerufen, auf gute Wege geführt, auf Umwegen

bewahrt, in Sackgassen gewendet, manchmal lebenslang an uns gelitten, aber uns im finsternen Tal mit Stecken und Stab getröstet hat. Uns in Gnade sterben und zu seiner Freude auferstehen lässt. Und so bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

Seit dieser Begegnung mit der bis aufs Blut enttäuschten Tochterliebe in meinem Predienst predige ich, gerade bei schwierigen Beerdigungsfällen, über die Liebe. Und zwar über die Liebe, wie Paulus sie in 1. Kor 13, 1-13 beschreibt. Ein abgedroschener Text, finden manche, aber das ist doch vielleicht ein Standpunkt, den man nur als Pfarrerin haben kann, die den Text schon häufig und in vielen verschiedenen Kontexten, zumeist bei Trauungen, beackert hat. Für Menschen, die nicht im pastoralen Dienst stehen (und selbst für die!) entfalten

Paulus' Worte von der Liebe eine große und tragende Kraft. Denn da, wo wir Menschen in den Fällen ihres Lebens begegnen, bei

Taufen, Beerdigungen, Trauungen, Schulgottesdiensten, Ehejubiläen, steht immer die Liebe mitten im Raum. Da erzählen uns Menschen ihre Geschichte der Liebe. Und so habe ich mir seit dieser Begegnung zum Lehrsatz gemacht: Bei Kasualien geht es um das Sehen der Liebe. Denn die Kunst der Kasualie ist die Liebe.

In manchen Kasualgesprächen muss man sie ausgraben wie einen Schatz im Acker. Weil da allerhand Dreckiges über der Liebe liegt und sie vielleicht in einer verplombten Kiste, atemlos, ohne Sauerstoff und Leben konserviert, in tiefen und kalten Seelenkatakomben ausharrt, eine Mumie der Liebe. Vertrocknet ist sie und wächsern, vielleicht hat sie auch niemals wirklich geatmet, aber auch eine Mumie der Liebe ist und bleibt: die Liebe.

In anderen Fällen fällt sie einem wie ein Senfkorn vor die Füße, klein, empfindlich noch, gebeutelt von einer harten Geburt oder schweren Wochen der postnatalen Depression. Dann muss man sie in die Hand nehmen, diese Senfkorn-Liebe, und sie zart in eine fruchtbare Erde setzen. Sehen, unter welchen Schmerzen und zuweilen welcher Gefahr sie erkämpft wurde. Wie müde sie manchmal ist. Und dann stellvertretend danke sagen für allen Segen und alles Gelingen, das Gott in seiner Liebe über dieses neue Leben gelegt hat. Müde liebende Eltern können das oft nicht.

In anderen Kasualgesprächen blüht die Liebe wie der Garten Eden, und es geht nur darum, gemeinsam mit dem Brautpaar durch die blühenden Gärten ihrer Liebe zu spazieren, die eine oder andere Blume zu pflücken und die Spuren Gottes durch den Garten zu sehen, zu beschreiben und dankbar ins Gebet zu nehmen.

Die Kunst der Kasualie ist die Liebe. Sie ist die größte. Und wo wir mit der Liebe zu tun haben, haben wir es mit einem der Intima einer menschlichen Seele zu tun. Wen du liebst und wie diese Liebe Ausdruck findet,

worin sie wurzelt und welche Blüten sie treibt, formiert deine Identität und schlängelt sich durch Existenzen wie Blumenranken, mal vertrocknet, mal blühend, aber immer gilt: Du bist, wen du liebst. Und vielleicht finden Menschen auch deswegen so schwer Worte für die Liebe, weil sie so nah am Zentrum ihrer Seele wächst. Und vielleicht ist es das Mindeste und zugleich Größte, was Menschen, die uns anvertraut sind, von ausgebildeten Pfarrer*innen, Di-

Vielleicht finden Menschen auch deswegen so schwer Worte für die Liebe, weil sie so nah am Zentrum ihrer Seele wächst

akon*innen und Seelsorger*innen erwarten dürfen: Dass wir Worte finden für ihre Liebe.

Paulus hat das vorgemacht. Und uns ins Testament geschrieben, in welcher vitalen, pulsierenden Liebe all unsere Versuche der Liebe gründen, woraus sie sich speisen und

aus welchem Herzschlag sie stetig genährt werden. „Die Liebe hört niemals auf“ (1. Kor 13,8).

Das galt auch für die harte enttäuschte Liebe der Tochter in meiner Probedienstgemeinde vor vielen Jahren. Mit weichen Worten hat sie sich nach einer durchgeweinten Trauerfeier bei mir für meine liebevollen Worte bedankt. Ich war erleichtert. Die Knie waren weich gewesen bei dieser Trauerfeier, der Mund trocken. Aber es war den Versuch wert. Ich weiß seither: Nicht, je erfüllter die Liebe war, desto größer der Schmerz. Sondern: je mehr offene Rechnungen, desto größer der Schmerz. Weil da so viel Liebe ins Leere gerufen hat. Diesem Rufen einen Horizont geben, einen Boden und einen Himmel, bei schwierigen und bei leichten Fällen: Das ist die Kunst der Kasualie.

■ Anne-Helene Kratzert, Karlsruhe

Sonntag

■ Am 3. März wurde gefeiert, dass es den freien Sonntag 1700 Jahre gibt. Anlässlich dieses Datums hat die „Sonntagsallianz“ in Baden-Württemberg zu einer Online-Veranstaltung eingeladen, bei der unser Landesbischof ein inspirierendes und nachhaltiges Kurzreferat zum Wert des Sonntags gehalten hat. Da der Sonntag so etwas wie ein Grundkamus unserer Gesellschaft und unseres Kircheseins ist, geben wir diesen Beitrag hier wieder.

Wofür brauchen wir den Sonntag?

1. Er setzt verlässlich und regelmäßig in unserem Alltag eine heilsame, eine (über-) lebensnotwendige Grenze.
2. Er feiert öffentlich, was als gutes Leben verheißt: die Anerkennung individueller Würde, versöhnte Gemeinschaft und das Aufatmen der Kreatur.

Das sind die beiden zentralen Antworten, die wir als Kirche in das öffentliche Gespräch über den Sonntagschutz einbringen; warum es unserer Gesellschaft guttut, den Sonntag zu schützen. Die eine betont seine kritische und begrenzende Bedeutung, die andere seine wegweisende und Lebensperspektiven eröffnende Seite.

Der Sonntag mahnt uns,
Grenzen zu beachten

1. Nur wer aufhören, innehalten und sich selbst zurücknehmen kann, wird leben. (Die kritische, beschränkende Seite)

Ich bin ein Mensch inmitten anderer Menschen und Geschöpfe; ich bin nicht Gott, auch die anderen nicht. Diese Grenze markiert der Sonntag. Er steht für eine „Ökonomie des Genug“. Er hält regelmäßig inne und unterbricht, um sich nicht vom „immer mehr, besser, perfekter“ treiben zu lassen, dessen permanente Steigerung individuellen und sozialen Frieden und die ökologischen Lebensgrundlagen gefährdet.

Der Sonntag mahnt uns, Grenzen zu beachten: im Blick auf unsere Leistungen, unsere Rechte im Umgang mit anderen und anderem, auch im Blick auf unsere Verantwortung. Für den Umgang mit der Natur wird uns das etwa bei Biodiversität und Klimawandel immer deutlicher; bereits im ersten Drittel des Jahres haben wir als Gesellschaft die Ressourcen verbraucht, die uns bei einem nachhaltigen Leben auf unserem Planeten zustehen würden. Würden alle Menschen so leben, bräuchte die Menschheit die 3,2fachen Ressourcen, die uns die Erde zu Verfügung stellt. Viele Forschungen weisen darauf hin, dass Covid 19 auch mit dem grenzenlosen Vordringen des Menschen in die bis dato vom Menschen unberührte Natur und Tierwelten zu tun hat. Aber wir wissen auch um die Folgen individueller und sozialer psychischer und physischer Überlastung, wie sie dem „unternehmerischen Selbst“ zugeschrieben wird. Dagegen symbolisiert der Sonntag,

dass wir auch als Erwachsene unser Leben nicht selbst generieren, sondern davon leben, dass wir getragen, geliebt und bewahrt werden; für Kinder und Alte ist uns das selbstverständlich.

Dagegen beginnt die Bibel mit einem großen „Genug“: „Und siehe, es war sehr gut!“ Gott selbst hält inne und setzt sich und allem Leben eine Grenze, einerseits der Zuversicht (Es ist genug da für alle!) und andererseits der Beschränkung (Lass es genug sein!) Dieses doppelte „Genug“ erinnern, aktualisieren und feiern wir als Kirche jeden Sonntag, in jedem Gottesdienst. Wir halten inne, wir lassen uns unterbrechen und erleben: Wir leben aus Gottes Gnade! Wir empfangen unser Leben, und vertrauen es am Ende wieder Gott an!

In verschiedenen Dimensionen geht es in der Bibel um dieses Genug: Israel flieht aus der Sklaverei in Ägypten. Das Essen wird knapp. Da lässt Gott Manna regnen und weist jede Familie an, jeden Tag so viel Nahrung zu sammeln, wie an diesem Tag zum Essen gebraucht wird. Es ist genug für alle da. Das ist die Dimension der Zuversicht!

Am sechsten Tag gibt es die doppelte Menge Manna. Sechs Tage Arbeit reichen für die Beschaffung der Nahrungsmittel, um sieben Tage leben zu können. Der erwirtschaftete Gewinn soll nicht akkumuliert werden, sondern wird für regelmäßige freie gemeinsame Zeit verwendet. Sammelt eine Familie mehr als nötig, fängt das Gesammelte an zu gammeln. Das ist die Dimension der Beschränkung!

Mit all diesen Formen des Genug trägt Kirche zu einer lebenswerten Gesellschaft bei

Alle sieben Jahre soll der Boden brach liegen, da hat er genug produziert. Alle fünfzig Jahre gibt es einen Schuldenerlass, damit sich Macht und Reichtum nicht immer schneller in wenigen Händen sammeln und die Kinder nicht in den geerbten Schulden stecken bleiben, und in allem, was damit an Chancengerechtigkeit verbunden ist.

Mit all diesen Formen des Genug trägt Kirche zu einer lebenswerten Gesellschaft bei. Weder Menschen noch die Schöpfung dürfen grenzenlos Zwecken unterworfen werden, seien sie politisch, ökonomisch oder sozial begründet. Es ist nicht umsonst die Stimmung des Oster-spaziergangs, die Goethe mit dem Satz einfängt: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“: Am Ostersonntag sind wir frei zum zweckfreien, gemeinsamen Schlendern, weil Christus den Tod überwunden

hat, der unser Leben bedroht und uns zum zweckrationalen Handeln zwingt. Eines möchte ich noch betonen: Das Besondere dieses Blicks auf den

Sonntag ist, dass er sich selbst nicht aus einem Sachzwang begründet. Wir feiern den Sonntag nicht, um am Montag noch besser, schneller, effektiver arbeiten zu können. So wie Gott selbst innehält, um zu schauen, sich zu freuen, zu genießen, so lebt der Sonntag aus der Freiheit der Kinder Gottes. Er ist eine freiwillige Selbstzurücknahme, nicht nur individuell, nicht primär funktional, sondern sozial. Wir halten gemeinsam regelmäßig inne, um die Unterwerfung unter Zwecke zu begrenzen: meine eigene, die der anderen, besonders der Schwachen, der

Mitwelt, der kommenden Generationen. Oder um es positiv zu sagen, um den Raum zu sichern und zu weiten, in dem wir leben können, was uns als Menschen ausmacht: „beten, studieren, essen, trinken, singen, lieben“ (E. Fromm), spielen, hören, schauen.

2. Am Sonntag feiern wir, was uns als Leben verheißen ist. (Die verheißungsvolle Seite)

Der Sonntag lässt sich als Unterbrechung von Produktivität oder als regelmäßige Vorschau auf ein erfülltes Leben lesen. Beim Sonntagschutz geht es nicht nur darum, den ständigen Effektivitäts- und Effizienzdruck zu begrenzen, sondern im Sonntag steckt der Geist, die Kraft und die Logik, aus der heraus die anderen sechs Tag gestaltet sein wollen. Er kann zu dem Tag werden, an dem wir die Zeit haben, über Freiheit und Verantwortung nachzudenken, uns einzuüben ressourcenschonend in heilsamen Grenzen zu leben:

a) Der Sonntag rückt jede Person betont in einen Horizont, der das Miteinander von Produktion und Reproduktion überschreitet. Alles, was mir unter diesen Gesichtspunkten zugeschrieben wird, alle Erwartungen und Ansprüche anderer, aber auch meine eigenen relativieren sich in diesem Horizont. Ich bin mehr und anders als das, was andere (oder auch ich selbst) in mir sehen(n). Von Gott kommt mir eine unverlierbare Würde zu, trotz all meiner

Im Sonntag steckt der Geist, die Kraft und die Logik, aus der heraus die anderen sechs Tag gestaltet sein wollen

Der Sonntag widersetzt sich der fortschreitenden Segmentierung

Beschränktheiten, meines Scheiterns, meiner Verwundbarkeit und meiner Verletztheiten. Gott ruft mich bei meinem Namen; für alle anderen bleibe ich ein Geheimnis. Das ist gerade in diesen Zeiten, in denen Produkte Menschen immer näherkommen, in denen es um Aufmerksamkeit und Daten geht, in denen das persönliche und intime ökonomisch und politisch immer zugänglicher scheint, eine besondere Herausforderung. Der Sonntag steht für die Würde des Menschen und sein Recht, ein Geheimnis zu bleiben.

b) Der Sonntag fördert Sozialität. Das gilt in der Familie oder in anderen engen Formen des Miteinanders oder in der Nachbarschaft. „Samstags gehört Papi mir“, baute auf dieses Interesse auf; auch die Bemühungen der Generation Y, das kumulative Leben zu begrenzen und Familie und Beruf gut zu vereinbaren, gehören hierher.

Zugleich widersetzt der Sonntag sich der fortschreitenden Segmentierung gesellschaftlicher Bubbles, Milieus oder anderer Zusammenhänge. Seine ursprüngliche Tendenz, Menschen in ihrer Fremdheit zusammenzuführen, sie nicht gleich zu machen, sondern ihnen in ihrer Fremdheit respektvolle Begegnungen zu ermöglichen, ist gegenwärtig bedroht, im Gottesdienst wie im sonntäglichen Freizeitverhalten. Aber genau darum müssen wir ringen. Der soziale

Sinn des Sonntags sind Erbarmen und Gerechtigkeit: Menschen nehmen einander wahr; sie übernehmen füreinander Verantwortung, sie stärken einander in ihrer Unterschiedlichkeit.

Schließlich stellt der Sonntag eine spezifische Form der Konfliktlösung angesichts sozialer Konfliktlagen bereit: Angesichts der Unmöglichkeit, die Sklaverei in Ägypten durch soziale Regelungen zu überwinden, zieht Israel aus Ägypten aus und löst den sozialen Konflikt durch räumliche

Trennung (Dissoziation). Demgegenüber eröffnet der Sabbat und das Jubeljahr Formen einer Konflikt-

lösung, bei der die beteiligten Parteien zusammenbleiben, aber im Miteinander verlässliche und durchaus auch sanktionierte Wege zu mehr Gerechtigkeit bahnen. „Sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebten Tag ruhen: auch dein Knecht, auch der Fremde auch dein Sklave.“

Der Sonntag ist die gelebte Vision, dass das Stöhnen der Schöpfung ein Ende haben wird

kommenden Generationen und die Mitwelt schienen Ressourcen zu sein, auf die wir jederzeit zurückgreifen können, auch in unserem Verhalten jenseits der Arbeitswelt. Wir werden als Kirche bei der Frage des Sonntagsschutzes in Zukunft diesen Aspekt stärker beachten müssen: Wie feiern wir, dass das Leben am Ende ein Geschenk ist, ein Gabe Gottes, die uns anvertraut ist, damit das Leben in seiner Fülle gedeiht?

■ Jochen Cornelius-Bundschuh, Karlsruhe

- c) Der Sonntag lässt die Schöpfung aufatmen. Die biblischen Visionen des kommenden Friedensreiches machen deutlich, dass nicht nur die Menschen in sich und miteinander in Frieden leben werden, sondern auch das Stöhnen der Schöpfung ein Ende haben wird. Das ist eine Perspektive, die durch die Geschichte der Kirchen, aber auch der sozialen Bewegungen wenig berücksichtigt wurde, inzwischen aber immer deutlicher ins Bewusstsein dringt.

Die Menschen im globalen Süden, die

Die Spannung von Kirche als Organisation und als Netzwerk: Thesen zu kirchlichen Präsenzen aus einer analytischen Netzwerkperspektive!

■ **Keine Farge: Die Kirche ist im Umbruch. Mit dem gleichnamigen „Impulspapier“ und dem darin enthaltenden Gedanken der kirchlichen Arbeit als Arbeit in und für Netzwerke will der EOK den je in ihren kirchlichen Feld Verantwortlichen hilfreich sein. Die beiden im EOK arbeitenden Pfarrer Dr. Gernot Meier und Dr. André Kendel buchstabieren durchaus anspruchsvoll das Konzept der Netzwerke durch und beziehen es ideenreich auf die Gestaltung von Kirche. So wollen sie in ihrem Artikel einen Beitrag dazu leisten, den Blick auf die gegenwärtigen Möglichkeiten von Kirchen neu auszurichten.**

1. Perspektive und Herangehensweise

Im Blick auf die verschiedenen zeitgebundenen ekklesiologischen Modelle der letzten Jahrzehnte kann man feststellen, dass diese Modelle neben den rezenten Forschungsansätzen auch immer wieder die religiösen Transformationen und Aushandlungsprozesse in der Gesellschaft widergespiegelt und aufgenommen haben. Nach der empirischen Wende in der Theologie z. B. wurden die Modelle zunächst von dieser Seite her überprüft und später Ansätze im Zusammenspiel mit empirischen Wissenschaften entwickelt.¹ Hin und wieder sind daraus gute Steuerungsansätze ent-

Individualisierte Partizipationsformen auf dem Feld des Christentums

standen, die es vermochten, die dynamischen Entwicklungen der Theologie und Organisationsentwicklung aufzunehmen, manchmal wurden Probleme auf andere Ebenen verschoben und dies als Stärkung eben dieser Entscheidungsebene verkauft, manchmal suchte man das Heil in der externen Beratung (um dann erstaunt zu hören, dass die Theologie doch zentral sei), und oft machte man einfach weiter wie bisher und verkaufte dies als Entscheidung der „ruhigen Hand.“

Auch in der Gegenwart erscheinen durch die Veränderungen der religiösen „Landschaft“ bzw. durch die aktuellen Transformationsprozesse (fluides Christentum) und der Digitalen Revolution neue Beschreibungsmodelle von Kirche notwendig zu sein, die in der Folge eigentlich auch Impulse für Steuerungsansätze geben.² Eine Entwicklung sei hier beispielhaft genannt: die individualisierten Partizipationsformen auf dem Feld des Christentums.

Dieser Sachverhalt ist

seit langem bekannt, hat aber bisher nach Meinung der Autoren kaum Einfluss auf kirchenleitendes Steuern oder auch synodale Entscheidungen.

Schon 2010 schrieb z. B. Markus Hero: „An die Stelle von Zugehörigkeitsbeziehungen treten Zugangsbeziehungen. Spätestens mit der Verbreitung und Akzeptanz des Internets sind religiöse Mythen, Bilder, Rituale etwas, auf das man,

je nach situativer Lage, zurückgreift. Dauerhafte Mitgliedschaft jedoch, der einstige Kern des religiösen Lebens, wird für die Adepten neuer Religiosität [und nach Meinung der Autoren auch für aktuelle oder potentielle „Kirchenmitglieder“] immer unbedeutender. An ihre Stelle treten befristete, episodenhafte Interaktionsformen, die einen situativen, individuellen Aneignungsprozess religiöser Ideen und Praxisformen ermöglichen.“³

Diese Veränderung der Zugehörigkeit ist aber nicht einfach eine organisationsformale Entwicklung, die durch die Implementierung von z. B. Unterstützerguppen aufgefangen wird. Zugangsbeziehungen und die temporäre Adaption religiöser (christlicher) Narrative, Ideen, Positionen (z. B. auf Instagram) sind nicht auf verbindliche kirchliche Kreise, sondern auf die gesamten Lebensbeziehungen der Akteure bezogen. Aus kirchlicher Perspektive wäre das sehr positiv, wenn religiöse Ideen auf die gesamte Bandbreite des Lebens Einfluss haben und genutzt werden. Allerdings: Theologie wird nicht als Lehre adaptiert, sondern als persönlich eingebrachte und bedeutsame Sicht⁴, und die Akteure bleiben nicht bei einem „Anbieter“ oder gar bei einem, der nicht bereit ist, sich einem Aushandlungsprozess zu stellen. Die Akteure haben durch die Möglichkeit, sich auch andere religiöse Institutionen und Organisationen bzw. religiöse Quellen (Narrative etc.) anzueignen, eine völlig andere Position einer Selbstermächtigung hinsichtlich personaler oder familiärer Be-

dürfnisse gewonnen. Die Eigendynamik und Logik einer Kirche mit präfigurierten Andockstellen der religiösen Kommunikation hat durch einen auch mit Vorteilen (z. B. Verbindlichkeit⁵) einhergehenden Trend zur „Behördenhaftigkeit“ einen Beitrag dazu geleistet, dass sie selbst kaum Möglichkeiten fand, diese fluiden Formen zu adaptieren. Damit wird auch eines der wichtigsten und zentralsten kommunikativen Güter, die Verlässlichkeit, auf organisational definierte Kopplungen bezogen und damit in der Folge zunehmend weniger, was wiederum beklagt wird.

Auch die Theorien zur Säkularisation oder zur Individuation weisen auf die gravierenden gesellschaftlichen und religiösen Veränderungen hin, die nicht leicht durch Großorganisationen wie evangelische

Der Trend der Kirche zur „Behördenhaftigkeit“ vermag kaum, die fluiden Formen zu adaptieren

Landeskirchen aufgenommen oder unterstützt werden können.⁶ Abgekürzt und ohne auf die hier nur angedeuteten gesellschaftlichen

Entwicklungen näher zu erläutern, konstatieren wir das für die Kirche, was Günter Thomas für die Theologie sagt: „Der Blick der Theologie auf ihre Umgebungen ist zu eng. Er muss sich erweitern.“⁷

Um die Handlungsoptionen für Kirche bzgl. der Taufquote und Kircheneintritten gemäß der Freiburger Projektion überhaupt nutzen zu können, müssen die gesellschaftlichen Veränderungen, deren Muster, hinreichend erfasst werden⁸.

Die gegenwärtige Situation ist dabei sicherlich auch ein Ergebnis theologischer und kirchlicher Entscheidungen der letzten Jahre, die anteilig⁹ die Probleme von

heute bedeuten.¹⁰ Das bedeutet im Rückschluss nicht, dass die Entscheidungen damals grundfalsch waren. Man wird nur auf die „andere“ Seite der Entscheidungen verwiesen und auf deren Zeitgebundenheit. Dieser Blick hat auch den Vorteil, nicht das Gleiche nochmals in gleicher Form zu forcieren (z. B. die Hierarchisierung noch mehr zu implementieren), sondern zu wissen: Diese Entscheidung hat damals gepasst, heute zeigt sie die andere Seite und würde bei Wiederholung etwas völlig anderes bewirken als damals.¹¹

Die folgenden Überlegungen wollen deswegen einen Beitrag leisten, den Blick auf die gegenwärtigen Möglichkeiten von Kirchen neu auszurichten. Dabei sollen datengetriebene Analysen in einer kirchlichen Organisation und deren Ressourcensteuerung nicht nur bedacht werden, sondern – aufgrund der die Gesamtheit der Kirche betreffenden Entwicklungen – in die Ressourcensteuerung implementiert werden. Theorien und Methoden der sog. mittleren Reichweite sind hier sehr erfolgversprechend. Außerdem gibt es neben (nicht das eine oder das andere) der dichten religiösen Kommunikation in engeren, verbindlichen Kontexten viele bedeutsame Formen von Religiosität, die – so unsere Überzeugung – besser mit einem netzwerkorientierten Blick zu fassen sind, zumal Netzwerkforschung, Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie insgesamt datengetrieben empirisch ausgerichtet sind.¹²

Dabei unterstellen wir mitnichten ein „religiöses Grundrauschen“, das getauft werden kann, sondern wir wollen die möglichen Verbindungen zwischen fluiden Formen von Religion und verbindlich, verlässlich organisierter christlicher Kommunikation in den Blick nehmen.

Mit dem netzwerkorientierten Blick¹³ kommt auch wieder in den Fokus, dass religiöse Erfahrung, Kommunikation im sozialen Nahbereich stattfindet, dabei aber sehr komplex affiziert wird. Es wird auch deutlich, dass die Kommunikation Faktoren unterliegt, die nach bisheriger Betrachtung nur sehr partiell für kirchliche Akteure zugänglich sind, denn sowohl die theologischen Entscheidungen in ihren „Spätfolgen“ zu reflektieren als auch die aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen für die eigenen strategischen Überlegungen und Entscheidungen fruchtbar zu machen ist für alle Kirchenleitungen herausfordernd.

Die Situation, die durch die Corona-Pandemie verstärkt wurde, zeigt, was ein netzwerkorientierter Blick auf Kirche offen

legen kann an Schwächen, Stärken und Handlungsoptionen.

Deswegen nehmen wir netzwerktheoretische Gedanken auf, um die Kraft und Reichweite sowohl

zur Beschreibung der aktuellen kirchlichen Situation als auch zur Steuerung von Kirche zu prüfen.

Uns ist bewusst, dass Netzwerktheorien aktuell durch technische Innovationen und deren Wirkung auf Menschen be-

Blick auf die möglichen Verbindungen zwischen fluiden Formen von Religion und verbindlich, verlässlich organisierter christlicher Kommunikation

fördert werden, dass sie in unterschiedlichen Disziplinen unterschiedlich intensiv rezipiert und auch zur Beschreibung von Sozialstrukturen angewandt werden,¹⁴ in der Theologie oder in kirchentheoretischen Diskussionen oft nur als Metapher, selten als reflektierte Theorie Anwendung finden¹⁵.

Wir sind der Meinung, dass die Perspektiven aus den netzwerktheoretischen Diskussionen eine hilfreiche Möglichkeit sind, um z. B. die unterschiedlichen Ausprägungen von Kirche, deren Beziehungen zu einander und zu anderen gesellschaftlichen, technischen Entwicklungen, aber auch hin-

sichtlich Mentalitätsverschiebungen zu beschreiben. Vor allem die Datengrundlagen, aber auch die Erfahrungen der Kolleginnen und Kollegen hinsichtlich fluider Formen von Kirchen¹⁶ und Religion können so besser dargestellt und beschrieben werden.

Ob überhaupt und wenn wie daraus auch hilfreiche Handlungs- und Steuerungsformen entwickelt werden können, ist zu klären.

Alein ein Perspektivwechsel ist schon mit Erkenntnisgewinnen verbunden. Denn so kommen z. B. die veränderten Relevanzstrukturen der Akteurinnen und Akteure in den Blick, außerdem makrostrukturelle Veränderungen wie Fan-Kulturen¹⁷, digitale Beteiligungsgemeinschaften, Selbstermächtigung und religiöse Events. Durch die netzwerktheoretische Perspektive können Übergänge, Ab- und Umbrüche religiöser Kommunikation erfasst und die kirchlichen Aushandlungsprozesse angepasst werden.

Hinsichtlich des Netzwerkbegriffes ist zu bedenken, dass durch seine inflationäre Benutzung leider die methodischen Konturen unklar geworden sind.

Alles ist ein Netz geworden, wie das Lied „Jeder knüpft am eigenen Netz ...“ es formuliert. In diesem Lied wie auch in der Verwendung des Begriffs wird deutlich, dass umgangssprachlich der Netzwerk-begriff aufgerufen wird, wenn nicht ganz klar ist, um welche Kommunikations- und

Beziehungsformen es sich handelt. Man kann natürlich auch die Assoziationen wertschätzen, die durch den Netzwerk-begriff angeregt werden,

wenn man sich dabei bewusst ist, dass sie nicht die Kriterien einer durchreflektierten Theorie erfüllen wollen.

Angeregt durch Netzwerkanalysen¹⁸ soll für unsere Zwecke auch geprüft werden, wie dichte Beschreibungen¹⁹ von komplexen Situationen hilfreich sein können, z. B. um zu erklären, wie an einer Stelle kirchliches Leben aufflammt und an anderer Stelle ausgeht. Wir wollen z. B. durch die Perspektive der ANT²⁰ insbesondere der Tatsache Rechnung tragen, dass auch in und für Kirche nicht nur Menschen Wirkung entfalten und kommunizieren können, sondern auch Räume, Stimmungen, die Schöpfung in ihren unterschiedlichen Gestalten bis hin zu technischen Gerätschaften.“

Die Beschreibung aus netzwerktheoretischer Perspektive von kirchlichen Arbeitsfeldern und den sehr komplexen

Die Perspektiven aus den netzwerktheoretischen Diskussionen können eine hilfreiche Möglichkeit sein

Wechselwirkungen in aktuellen Gesellschaftskontexten erscheint uns hilfreich, bestehende und neu entstehende Formen, also „feste und fluide“ Formen von Religion, in gleicher Weise in den Blick zu nehmen, und sie erlaubt, die besondere Stärke von Vernetzungen zu erfassen²¹.

Ein erster Versuch, einige netzwerktheoretische Elemente im Kontext von kirchlichen Arbeitsfeldern zuzuordnen, mag dies verdeutlichen.²²

Ein Knoten bzw. ein „Bündel“ von Knoten in netzwerkorientierter Betrachtungsweise sind beschreibbare kommunikative Größen von, wie wir es nennen wollen, kirchlicher Präsenz. Diese kirchlichen Präsenzen zeichnen sich durch wahrnehmbare Kommunikation,

Symbolik, Handlungsfeld, Motivation u.v.m. aus und können sehr unterschiedlicher Natur sein: Sie kann eine aktive Kirchengemeinde sein, sie kann eine

Whatsapp-Gruppe sein, die sich immer wieder zu christlichen Themen verständigt, ein Pilgerpfad, ein religiöses Netzwerk, oder sie kann der Religionsunterricht an einer Schule sein, der über den Kontext des Unterrichts ausstrahlt. Die Ausstrahlung kann in Form von Verbindungen z. B. zu einer Jugendband, der Schülerhilfe vor Ort und zum schuleigenen Garten dargestellt werden. Je mehr Verbindungen (sowohl von ihr ausgehend als auch auf sie hin) eine kirchliche Präsenz hat, desto größer wird der Knoten innerhalb der Darstellung. Die Anzahl aller Verbindungen markiert die Bedeutung eines Knotens.

Eine Region könnte eine Karte der kirchlichen Präsenzen, in Form von Knoten, Verbindungen und daraus entstehenden Clustern erarbeiten

In der gleichen Region befindet sich – wenn wir bewusst vom aktuell Bestehenden ausgehen – eine Diakoniestation, die zwar keine direkte Verbindung zum Religionsunterricht hat, aber über die Pfarrperson, die den Religionsunterricht erteilt und die auch im Vorstand der Diakoniestation ist, gibt es eine lose Verbindung.

Eine weitere kirchliche Präsenz in dieser gedachten Region besteht in einer repräsentativen Kirche, eine weitere in einer digitalen Gruppe von Kindertagesstätten, Eltern, die sich über praktische Fragen, Erziehung und in diesem Zusammenhang auch über religiöse Erziehung austauschen. Bei der Gruppe der Kita-Eltern zeigt die Netzwerkperspektive, dass Kommunikation sich nicht nur in eine Richtung

oder bidirektional, sondern in verschiedenen Konstellationen und in andere Netzwerke hinein entwickelt. Netzwerkkarten können hier mehr als hilfreich sein zu verstehen, wie So-

zialisierungen vor allem in den kirchlichen Kontexten funktionieren.

Eine Region könnte eine Karte der kirchlichen Präsenzen, in Form von Knoten, Verbindungen und daraus entstehenden Clustern (mehrere Knoten mit vielen Verbindungen untereinander) erarbeiten.

Innerhalb der nächstgrößeren Einheit dieser Region, z. B. innerhalb eines Kirchenbezirks, könnten diese Netzwerkkarten der Regionen zusammengeführt und aufgrund ihres anderen Blickes um Verbindungen zu kirchlichen Präsenzen, die ursprünglich landeskirchlich initiiert waren, ergänzt werden.

Vorteil dieser durchaus vielschichtigen und komplexen Darstellung ist, dass man darstellen kann, welche kirchliche Präsenz wie vernetzt sind. Es erlaubt den Blick auf Interdependenzen zu anderen Netzwerken, es zeigt auch die eher solidären Arbeitsgebiete von Kirche, es zeigt Konzentrationen innerhalb einer geographischen Einheit. Auch neue Verbindungsoptionen werden deutlich.²³

Diese Form der Darstellung enthebt nicht der Aufgabe, zu entscheiden, welche Arbeit man auftragsgemäß als Kirche fördern möchte. Aber sie ermöglicht, die beteiligten Akteure und deren sehr unterschiedliche Verbindungen in einer gebotenen Größeneinheit und in ihrer Funktion abzubilden. Sie zeigt unterschiedliche Größen von Knoten, die sich durch die Anzahl an internen und externen Verweisstrukturen ergeben. Und es lässt sich zeigen: Auf wen verweisen kirchliche Akteure, und von wem wird auf sie verwiesen? Die gegenseitige Einbeziehung in ein Netzwerk ist in diesem Zusammenhang ein sehr interessanter Indikator. Diese Perspektive ist mitnichten ganz neu. Aber methodisch reflektiert und bewusst intensiviert bringt sie Erkenntnisgewinne mit sich: Einige Visitationsberichte haben implizit und explizit diese Aspekte schon aufgenommen.

2. Eigenes Erleben von Netzwerken

Für die weitere Betrachtung und auch für Impulse hinsichtlich einer netzwerkorientierten Ressourcenzuteilung soll das eigene Wissen und Erleben von Netzwerken aufgerufen werden. Denn Netzwerke

gibt es innerkirchlich wie außerkirchlich an allen Orten. Sie sind uns so geläufig, dass sie uns völlig normal vorkommen und wir sie innerkirchlich auch automatisch nutzen:

- Das nachbarschaftliche Umfeld des Besuchsdienstkreises („Ich frage mal XXX, die kennt sicher YYY und da wohnt auch ZZZ“),
- die Helferinnen und Helfer bei einem Gemeindefest („Die Theke für das Gemeindefest kommt wieder von der Feuerwehr?“ „Ja, die haben eine – im Gemeindechor ist die Frau vom XXX – die freuen sich, und dann kommen die sicher wieder auf uns zu wg. dem Dankgottesdienst für die Feuerwehrleute“),
- informelle Netzwerke auf der Ebene „unterhalb“ der Oberkirchenräte, des erweiterten Kollegiums oder der Abteilungsleiter*innen („Bei uns steht grad die Überlegung zu XY. Ich bereite das vor. Lass uns doch mal ein „Nichtgespräch“ führen und zusammen die Richtung für alle Referate überlegen.“) etc.
- #überallkirche, Pfarrer*innen auf Instagram und die informelle Whatsapp-Gruppe zum Thema XXX.

Man telefoniert, zoomt, „whatsappt“ sich schnell zusammen, man kennt sich und kann sich aufeinander in der gemeinsamen Aktion oder der Verschwiegenheit verlassen. Vertrauen und vernetzte Verlässlichkeit ist sehr wichtig in allen Netzwerken und wirkt als eine Form von sozialem Kapital²⁴. Äußerst flexibel kann man so auf Anforderungen, Fragen und Bedürfnisse, Wünsche und Emotionen

Netzwerke gibt es innerkirchlich wie außerkirchlich an allen Orten

reagieren und auch Risiken symmetrisch verteilen. Z. B. beim Kauf eines Konfirmationskleides, bei dem das Netzwerk aktiv beteiligt wird und auch beteiligt werden will. Das sind uns bekannte Netzwerke aus Menschen. Interessant ist, dass auch andere kommunizierende Akteure in Netzwerken eine starke sog. Agency haben. Dinge wie Glocken, Kirchengebäude, ein Beamer oder eine Theke: Wenn die Theke nach dem o.g. Gemeindefest nicht sauber geputzt ist, kommuniziert

sie etwas anderes, als wenn sie geputzt ist, und eine Kiste Kaiserstühler Wein auf ihr kommuniziert ebenso. Wenn die Miete für eine kurzfristige Nutzung eines kirchlichen Raumes mit dem Hinweis auf eine Gebührenordnung erhoben wird, kommuniziert alleine das Wort „Gebührenordnung“ eine spezielle Form von Kirche.

Sicher kennen alle Leserinnen und Leser diese Netzwerke, und im eigenen Umfeld wird es sicherlich auch eigene, ganz spezielle geben. In dieser einfachen Aufzählung sind bei genauem Hinsehen viele konstituierende Aspekte von Netzwerken genannt: Identitäten, Beziehungen, relationale Formen, Narrative, Handlungsmacht, Präsenz und Repräsentanz, Herstellung von Bezügen u.v.m. Auch werden Fragen aufgenommen wie: Auf welche Form der „Welt“ (Offline/Online, Stadt, Land etc.) bezieht sich das Netzwerk? Oder: Wie partizipieren die Akteure im Bezug zur Handlung an der Gemeinschaft, wie stabil oder fluide sind die Beziehungen, was konstruieren und was zeigen sie?

3. Radwegkirche, Kasualagentur oder andere Beispiele

Ein auf „handelnde Dinge“ erweiterter Kommunikationsbegriff soll nun erläutert werden am Beispiel von Radwegkirchen. In einem Kirchenbezirk gibt es einen touristischen Radwanderweg und im Verlauf

dieses Weges einige Kirchen bzw. Kapellen und auf kirchlichem Grund liegende besondere Punkte. Die Besonderheit macht in einigen Fällen die Topographie aus. Es besteht nun die Frage

eines kirchlichen Gremiums, wie Kirche hier das Evangelium in der Öffentlichkeit kommuniziert.

Ein normaler bzw. gewohnter Weg wäre: Brainstorming, dann würde man schauen, wie das andere machen (best practice-Beispiele), evtl. einen Berater aus der Gemeindeberatung und Organisationsentwicklung zu Rate ziehen und Kriterien für den „Erfolg“ oder „Misserfolg“ ableiten.²⁵ Normalerweise würden dann die betrachtenden externen und eigenen Akteure (Fahrradfahrer, Bezirkskirchenräte etc.) als Träger von Informationen gesehen und die dahinter stehenden Sozialstrukturen, Bedürfnisse etc. betrachtet. Und damit z. B. der Weg für bedürfnisorientierte Angebote frei gemacht, wie sie sich beispielsweise in der Milieutheorie niederschlagen.²⁶

Mit einem Blick aus der Netzwerkforschung könnte man nun sagen: Nicht nur die Menschen kommunizieren an diesem Ort zum Thema Verkündigung, sondern auch die Lages des Ortes, evtl. der Müll-

eimer, die Blumen in jeder einzelnen Kapelle, der glänzende Hahn, der Geruch des nahen Bodensees, die Temperatur in der Kirche bzw.

Kapelle.²⁷ Netzwerkorientiert würde man weiterfragen: Welche Bindungen, Assoziationen werden

geweckt, welche starken oder schwachen Beziehungen werden wie aufgebaut und vom wem wie gesetzt? Woran entzündet sich z. B. soziales Handeln, was an assoziiertem Handeln, möglicherweise sogar als religiös zu bezeichnendem Handeln entsteht, gibt es eine Verknüpfung zum Christentum?

Kurz: Die Netzwerkperspektive hilft, sich frei zu machen von manchen festlegenden Hypothesen und Interpretationen. Sie hilft, die relationalen Handlungen und Polyzentrik und Multidimensionalität in den Blick und Mittelpunkt zu stellen und stellt die relationalen Konstruktionsformen von Kirche in den Vordergrund.

Eine festlegende Hypothese wäre: „Der Mensch ist religiös, deshalb hält er an einer Wegkirche an“. Aber hilft diese Hypothese weiter für die Frage, was Kirche tun könnte, um die Wirkungen z. B. einer Wegkirche zu entwickeln oder gar zu fördern?²⁸

Praktisch könnten sich Personen aus einem kirchlichen Gremium aufmachen, ausgestattet mit einem netzwerkorientierten Blick. Sie beobachten von morgens bis abends die Radwegkirchen. Die folgenden Fragen können sie dabei anleiten: Was ist der gemeinsame Modus in diesem Mikrouniversum Radwegkirche?

Wo fängt dieses Mikrouniversum an? Welche Alltagspraktiken werden gelebt? Wer oder was ist daran beteiligt? Wenn der Ort

zum ersten Mal gesehen wird, wie wird eine Radwegkirche begrüßt und wie verabschieden sich alle voneinander?

Welche Bedeutung haben die Handlungen, und verändert sich das Szenario während und nach dem Besuch? Gibt es evtl. einen gemeinsam gestalteten „Körper“ von Religion?

Was könnten Ergebnisse der ersten Beobachtungen des kirchlichen Gremiums sein? Die Beziehung zu diesem Ort ist nicht Besitz, sondern temporale Nutzung. Vielleicht ist ein weiteres Ergebnis, dass es keinen Liturgen oder keine liturgischen Angebote an diesem Ort braucht, sondern einen Hausmeister, Wasser und große Mülltonnen, damit eine positive Beziehung aufgebaut wird. Vielleicht ist das Ergebnis auch, dass zur Erinnerung an diesen Ort, an dieses Erlebnis, ein QR Tag oder ein #überallkirche, um den schönen Ort in seine Timeline aufzunehmen, reicht.

Als anderes Beispiel für netzwerkorientierte Beobachtung und Auswertung können die Überlegungen von verschiedenen Landeskirchen (aktuell u.a. der Nordkirche) bzgl. Kasualagenturen betrachtet werden. Die Beobachtungen im Umfeld von so genannten Kasualangeboten der Kirche führen viele zu der Erkenntnis, dass auch die aktuell bestehenden Zugänge zu den Kasualien oft dazu führen, dass Taufen, Trauungen, Beerdigungen zurückgehen. Wenn man den gesamten Prozess in den Blick nimmt und ihn ver-

sucht zu erfassen, zeigt sich, dass die Bürozeiten eines Pfarramts zu den Anforderungen der nach Kasualien Fragenden oft nicht passen. Man kann beobachten, dass die Wünsche der Menschen für kirchliche Vertreter*innen oft als herausfordernd erlebt werden. Man kann aber auch beobachten: Wenn eine Trauerfeier würdig gestaltet war, gehen Menschen aus dem Umfeld der ursprünglichen Trauerfamilie bei gegebenem Anlass wieder auf die Person zu, mit der sie gute Erfahrungen gemacht haben, auch wenn sie an einem anderen Ort wohnen.²⁹

Für die Frage, wie man Kasualien als gute Kontakt- und Begegnungsmöglichkeiten von und mit Kirche entwickeln kann, wird man mit einem netzwerkorientierten Blick den ganzen Prozess betrachten: die unterschiedlichen Kommunikationspunkte (Bürozeiten, Bestattungsregularien), die Frage des Zugangs, die Frage des Aushandelns einer gemeinsamen Basis zwischen kirchlichen Vertretern und den Menschen, die nachfragen u.v.m.

4. Was bedeuten diese Erkenntnisse aus den Beschreibungen und der Blick auf Netzwerke kirchlicher Präsenzen für kirchenleitendes Handeln und die Verteilung von Ressourcen?

Der Blick allein auf die Akteure (ohne die vielen Aktanten) eines Netzwerkes zeigt, dass Entscheidungen grundsätzlich nicht „alleine“ gefällt werden, nicht ein selbst stehendes „Ich“ entscheidet allein über sein Handeln, sondern unser Han-

deln erwächst u.a. aus Kommunikation, einer entsprechenden Konstitution von Netzwerken u.v.m.³⁰ Das kann bei der Radwegkirche bedeuten, dass aus einem netzwerkorientierten Blick es wichtiger erscheint, einen Hausmeister oder Hausmeisterin als einen Liturgen oder eine Liturgin einzustellen.

Das Erstarren von sozialen Netzwerken im Internet als Grundlage für neue (religiöse) Bewegungen, politische Kampagnen ist innerkirchlich hinreichend bekannt. Trotzdem wird noch zu häufig versucht, mittels bisheriger Kommunikationsmodelle immer ein Angebot nach dem anderen

Mit einem netzwerkorientierten Blick den ganzen Prozess betrachten

zu machen und es entsprechend zu bewerben. Nun kann man durch die genannte netzwerktheo-

retische Perspektive die bestehenden Akteure und Aktanten in einer bestimmten Region einer Landeskirche darstellen und durch einschlägige Beobachtungen die Verbindungen und die weit verzweigte Kommunikation, auch über die von einzelnen Personen oder Organisationen intendierte hinaus, erfassen. So kommt, wie bei den Beispielen angedeutet, Bewegung in die Wahrnehmung der Kontexte, in denen Kirche auf ganz unterschiedliche Art und Weise interagieren kann. „Religiöse Kultur und soziale Netzwerke wirken zusammen, wenn diese Netzwerke als Übermittlungsstrukturen für religiöse Kultur fungieren, wobei die Kultur selbst diejenige Überzeugungskraft entfaltet, unter deren Eindruck die Personen ihre religiöses Fürwahrhalten und Verhalten adaptieren.“³¹

Die Frage nach einer Steuerung dieser Prozesse z.B. im Sinne einer Förderung kirchlicher Wirkung kann dann nicht mehr **vor** einer ausführlichen Beobachtung erfolgen, nicht mehr pauschal, sondern ist das Resultat einer „dichten Beschreibung“, aufmerksamen Auswertung der Beobachtungen und auch empirisch erhobener Daten. Gerade der letzte Punkt ist so zentral, dass es kaum verständlich erscheint, dass diese Formen nicht in den kirchlichen Beratungsstrukturen implementiert worden sind.

Das stellt jeden Akteur, aber natürlich auch eine Kirchenleitung vor neue Herausforderungen. Um es zugespitzt mit Niklas Luhmann zu sagen: Religion ist zu „organisieren“ und gleichermaßen niemals organisierbar³². Spannungen zwischen „Religion“ und „Organisation“ gehören zur inneren Form evangelischer Kirche und müssen dringend polarisiert ausgehalten werden³³.

Von Seiten einer Ressourcensteuerung muss nun bedacht werden, dass Professionalisierung und Organisation in funktional differenzierten Organisationsgesellschaften (Ressourcen & Infrastruktur) abgebildet werden. Religiöse Kommunikation und Religion funktioniert aber eher als Netzwerk.

Kirche muss sich also als Organisation für dieses religiöse Netzwerk ausbilden und „Netzwerkemergenz“³⁴ ermöglichen. Kirche ist Organisation in Bezug auf die

Das stellt jeden Akteur, aber natürlich auch eine Kirchenleitung vor neue Herausforderungen

Kirche muss sich also als Organisation für dieses religiöse Netzwerk ausbilden und „Netzwerkemergenz“ ermöglichen

Bereitstellung von Infrastrukturen und Ressourcen und verlässliche (vernetzte) Kommunikation und sie ist auch Netzwerk in Bezug auf das religiöse Leben. Hier zeigt sich eine nicht aufzulösende Spannung, zumal vor allem die Komplettdynamik einer Verwaltung und die Fluidität von Religion inklusive der Austrittsmöglichkeiten der Kirchenmitglieder nicht aufzulösen sind.

In Netzwerken sind keine Normen, Strukturen oder geregelte verwaltungstechnische Abläufe relevant, sondern die Ordnungsleistungen (und manchmal auch Orientierungsleistungen), welche die Netzwerke erbringen. Diese sind gerade nicht zentral organisierbar³⁵.

Eine weitere Spannung ergibt sich, weil organisational in einer Ebene „richtige“ Handlungen und Aktionen auf einer anderen Ebene im Netzwerk kontraproduktiv wirken können.

Kirche als Gesamtheit im gesellschaftlichen Kontext der Kulturervielfältigung wird diese Ambiguität aushalten müssen, dass es keine Modularisierung oder „one-size-fits-all“-Formen mehr

geben wird. Dies könnte vor allem von Seiten der organisationsförmigen Kirche als Kontrollverlust betrachtet oder gewertet werden, dies kann aber genau der Indikator für eine Netzwerkorientierung sein. Gerade die Corona-Pandemie und die Reaktionen in vielen Kirchengemeinden auf dem digitalen Feld hat dies gezeigt³⁶.

Bei all diesen Überlegungen bleibt festzuhalten, dass die u.a. auf Ressourcen und Zuständigkeiten basierende Organisation einer Kirche und die fluiden religiösen Prozesse, die adäquater durch die Netzwerkperspektive beschrieben werden können, aufeinander bezogen sind, ohne sich jeweils passend widerspiegeln zu können.³⁷ Das Ziel ist, die Spannung auszuhalten und als Organisation den fluiden Prozessen von Religion, deren Kommunikationszusammenhängen so gut wie möglich gerecht zu werden.

5. Abschließend vier Thesen zu kirchlichen Präsenzen aus Netzwerkperspektive

1. Personen, Gebäude, Gruppen, Feste, Narrationen u.v.m. sind Repräsentanten von Kirche und somit mit ihrer Sichtbarkeit auch für die Präsenz von Kirche zuständig. Mit einem netzwerkorientierten Blick werden „menschliche“, „nicht-menschliche“ und auch „diskursive“ Akteure genauso in den Blick genommen wie die Verbindungen untereinander. Daraus folgt ein relationales Beschreibungsmodell, dessen Mehrwert in einer höheren Auflösung hinsichtlich der Gegenwartskultur und der fluiden Gegenwartsreligiosität besteht.
2. Zur Beschreibung von aktuellen festen und fluiden Formen von Religion, Formen von Mitgliedschaften (Fankulturen, Unterstützer, Spender etc.), Partizipationen sind multiperspektivische datengetriebene Ansätze notwendig, um die eigenen und fremden Wahrnehmungen

auf allen Ebenen der kirchlichen Welt einzuordnen und als Ressource zu nutzen. Diese Ressourcen können dann fruchtbringend auf ihre Möglichkeiten z. B. der Steuerung hin überprüft werden. Dabei wird vermutlich deutlich, dass Entscheidungen über den Einsatz von Ressourcen innerhalb eines Netzwerkes sehr unterschiedlich wirken können.

3. Um Veränderung adäquat gestalten zu können, muss aus Netzwerkperspektive die zeitliche, analytische Dimension (was gibt es und wohin wollen wir) geweitet werden: Netzwerke werden nicht erfasst, wenn man von einem konstituierten festen Zustand ausgeht. In der Netzwerkperspektive werden reziproke, bidirektionale oder multidirektionale Kommunikationsstrukturen sichtbar. Es zeigt sich, dass Unterschiede die Regel sind, Beständigkeit erscheint als (manchmal sehr gewünschte) Ausnahme.
4. Kirchen sind jeweils auch als Institution, Organisation und auch als Netzwerk zu verstehen. Bei den aktuellen Formen der Vergesellschaftung und damit auch der Religion, die netzwerkartig erfasst werden können, laufen Steuerungsversuche ins Leere, denn in Netzwerken gelingt Mitwirkung über Aufmerksamkeitsproduktion, Attraktivität und Partizipation sind die Leitwährungen der Kommunikation. Bindendes netzwerkorientiertes Sozialkapital und überbrückendes Sozialkapital und ihre jeweiligen Agenturen (eine Kirchengemeinde, ein übergreifender Dienst in der Arbeitswelt oder eine Kollegin auf

Kirche als Organisation kann ihren Auftrag nur erfüllen, wenn sie Spielräume lässt, Schutzräume organisiert und Marktplätze nutzt für überraschende Begegnungen

Instagram) sind gleichrangig zu fördern, weil im Netzwerk nur das Zusammenspiel erfolgreich sein kann. Zugleich ist Kirche Organisation, die sich über Selbstdisziplinierung, Verlässlichkeit, Ressourcenvergabe u.v.m. etabliert. Organisation und Netzwerk bleiben in letztlich unüberbrückbarer Spannung aufeinander bezogen. Für die Kirche bleibt die auftragsgemäße Ausgestaltung dieser Spannung. Versuche, diese Spannung zu überbrücken, müssen jeweils neu bewertet werden: „Kirche als Organisation kann ihren Auftrag nur erfüllen, wenn sie Spielräume lässt, Schutzräume organisiert und Marktplätze nutzt für überraschende Begegnungen.“ (Thomas Schmidt, in „Kirche – Ja bitte“ 2019, 182)

Literatur

- Boltanski, Luc, Esquerre, Arnaud, et al. (2018). Bereicherung. Eine Kritik der Ware.
- Bourdieu, Pierre (2000). Das religiöse Feld: Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens. Konstanz, UVK.
- Bourdieu, Pierre and Wacquant, Loïc J. D. (2006). Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Gebhardt, Winfried (2010). Flüchtige Gemeinschaften: eine kleine Theorie situativer Event-Vergemeinschaftung. Fluide Religion. D. Lüddeckens and R. Walthert. Bielefeld, transcript: 175–188.
- Hero, Markus (2010). Die neuen Formen des religiösen Lebens eine institutionentheoretische Analyse neuer Religiosität.
- Holzer, Boris (2009). Netzwerktheorie. Handbuch soziologische Theorien. G. Kneer and M. Schroer: 559 S.
- Kiefer, Florian and Holze, Jens (2018). Netzwerk als neues Paradigma? Interdisziplinäre Zugänge zu Netzwerktheorien.
- Klostermeier, Birgit (2019). Das unternehmerische Selbst der Kirche eine Diskursanalyse. Praktische Theologie im Wissenschaftsdiskurs: XV, 394 S.
- Knoblauch, Hubert (2020). Die Refiguration der Religion Perspektiven der Religionssoziologie und Religionswissenschaft. Weinheim Basel, Beltz Juventa.
- Latour, Bruno (2007). Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft - Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Latour, Bruno and Roßler, Gustav (2014). Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Lüddeckens, Dorothea (2010). Fluide Religion neue religiöse Bewegungen im Wandel; theoretische und empirische Systematisierungen. Bielefeld, transcript.
- Luhmann, Niklas and Kieserling, André (2000). Die Religion der Gesellschaft. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Meier, Gernot (2018). Von der apologetischen Zentrale über die Sektenjäger und Spezialisten für religiöse Gegenwartskultur zu Analysten fluiden Religion. Komplexe Ausarbeitungsprozesse, Beiträge zu 90 Jahren Weltanschauungsarbeit in der Evangelischen Landeskirche in Baden. G. H. Meier. Karlsruhe: 192–205.
- Meier, Gernot (2020). „Ein Heiligtum sollen sie mir machen, daß ich einwohne in ihrer Mitte“ (Ex 25:8 / M. Buber) Anmerkungen zur digitalen Auferstehung der Kirche.
- Praktische Theologie – Zeitschrift für Praxis in Kirche, Gesellschaft und Kultur. U. Pohl-Patalong and J. Hermelink. Gütersloh, De Gruyter.
- Nassehi, Armin (2019). Muster Theorie der digitalen Gesellschaft.
- Neugebauer, Christian, Pawel, Sebastian, et al. (2019). Netzwerke und soziale Innovationen Lösungsansätze für gesellschaftliche Herausforderungen?
- Petermann, Sören (2012). Theorie, Operationalisierung und Daten individuellen sozialen Kapitals. Die Integration von Theorie und Methode in der Netzwerkforschung. M. Hennig and C. Stegbauer. Wiesbaden, Springer VS: 95–115.
- Philipp, Tobias (2016). Netzwerkforschung zwischen Physik und Soziologie Perspektiven der Netzwerkforschung mit Bruno Latour und Harrison White.
- Pollack, Detlef and Rosta, Gergely (2015). Religion in der Moderne: ein internationaler Vergleich. Frankfurt a. M., Campus.

- Reckwitz, Andreas (2019). Die Gesellschaft der Singularitäten – Zum Strukturwandel der Moderne.
- Ricken, Boris and Seidl, David (2010). Unsichtbare Netzwerke wie sich die soziale Netzwerkanalyse für Unternehmen nutzen lässt.
- Roleder, Felix (2020). Die relationale Gestalt von Kirche der Beitrag der Netzwerkforschung zur Kirchentheorie. Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer.
- Roose, Jochen, Schäfer, Mike S., et al. (2010). Fans. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schäfer, Heinrich Wilhelm (2015). Identität als Netzwerk/Habitus, Sozialstruktur und religiöse Mobilisierung. SpringerLink : Bücher. Wiesbaden, Springer VS: 738.
- Schützeichel, Rainer (2014). Netzwerk-Religiosität. Über den Wandel religiöser Sozialformen. Sozialformen der Religionen im Wandel. P. Heiser and C. Ludwig: 143-165.
- Stegbauer, Christian (2008). Soziale Netzwerkanalyse (Einführung). Handbuch Medienpädagogik. U. Sander, F. Gross and K.-U. Hugger: 166-172.
- Stegbauer, Christian (2010). Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften.
- Stegbauer, Christian and Häußling, Roger (2010). Handbuch Netzwerkforschung. SpringerLink Bücher. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften: Online-Ressource (966S. 99 Abb, digital).
- Weber, Susanne Maria, Truschkat, Inga, et al. (2019). Organisation und Netzwerke Beiträge der Kommission Organisationspädagogik.

■ Gernot Meier/André Kendel, Karlsruhe

- ierung nicht stattgefunden hat. Vgl. hierzu Pollack and Rosta 2015 S. 174 ff.
- 7 Günter Thomas, Im Weltabenteuer Gottes leben, Leipzig 2020, 30.
 - 8 An dieser Stelle ist besonders auf die Publikation von Felix Roleder hinzuweisen, in der er in Anlehnung der Methoden der relationalen Soziologie klar die Möglichkeiten der Netzwerkforschung für kirchliches Handeln herausarbeitet: „Netzwerkforschung erreicht so ein vertieftes und umfassenderes Verständnis von religiöser Sozialisation.“ Roleder 2020 S 315.
 - 9 An dieser Stelle muss aber klar gesagt werden: Z. B. der Trend und die Dynamik des Säkularen Driftens liegt weit außerhalb der Entscheidungsmacht der Organisation Kirche oder dem Engagement einer Pfarrperson.
 - 10 Es ist hier klar zu sagen, dass die Darstellung der sog. „Freiburg Studie“ sicher aufgrund ihrer gewählten Methoden und methodologischen Überlegungen valide ist. Was diese Studie aber nicht abbilden kann (und auch nicht wollte), sind die inhaltlichen Veränderungen der religiösen Vorstellungen, der Umgang mit Religion, die religiösen Kommunikationsschwerpunkte u.v.m., die zu diesem Ergebnis führen. Diese erscheinen aber für ein theologisch verantwortetes kirchliches Handeln zentral. Vgl. auch Günter Thomas, Im Weltabenteuer Gottes leben, 22-23: „Wird die kirchliche Gegenwart ehrlich und selbstkritisch betrachtet, so stellt sich eine unangenehme Frage: Welche theologischen Entscheidungen und Entdeckungen der letzten Jahrzehnte oder gar der letzten zwei Jahrhunderte bedürfen einer Korrektur – weil sie sich eben als irreführend und selbsttäuschend erwiesen haben? Um an dieser Stelle sehr deutlich zu sein: Es geht nicht um die Frage, ob wir die betreffenden theologischen Einsichten lieben und intellektuell überzeugend finden. Nein. Die Frage ist schlicht: Haben sie sich bewährt? Ich unterstelle dabei, dass sie gewirkt haben. Sie sind, so meine These, wie alle theologischen Antworten problemschaffende Lösungen, allerdings solche, bei denen die mit der Lösung mitgeschaffenen Probleme heute überwiegen. Oder aber es sind Fehloptimierungen, bei denen die Lösung so optimiert wird, dass das zugrunde liegende Problem wieder miterzeugt wird oder aber neue überwältigende Probleme geschaffen werden. Auf jeden Fall gilt: theologische Fehlersuche betreiben!“
 - 11 Dabei gehen wir davon aus, dass bisherigen Ansätzen eines Denkens mit Deutungshoheiten sowie deren geronnene Form von zentralen kirchlichen Kampagnen, Öffentlichkeitsarbeit oder andere Formen des Top-Down Handelns eine klare Absage erteilt werden muss. Vgl. u.a. auch die Rational Choice Modelle. Die Analyse des „unternehmerischen Selbst“ der Kirche und allen damit einhergehenden Narrationen wurden von Birgit Klostermeier eingehend analysiert. Vgl. hierzu Klostermeier 2019. Sehr interessant sind auch die Positionen von Luc Boltanski und Arnaud Esquerre. Sie zeigen sehr genau, dass auch bei einer marktwirtschaftlichen Orientierung einer Kulturproduktion nur sehr langfristige Strategien Bestand haben. Boltanski, Esquerre et al. 2018.

- 1 Der Blick auf die EKD-Kirchenstudien zeigt dies deutlich.
- 2 Armin Nassehi beschreibt dies eindrücklich in seiner Publikation „Muster“. Nassehi 2019. Andreas Reckwitz hat diese Veränderungen klar beschrieben, dies wurde aber bisher nur unzureichend kirchentheoretisch rezipiert. Reckwitz 2019. Für die Auswirkungen der Digitalisierung auf die kirchlichen Strukturen und Angebote: Merle, Kristin: Religion in der Öffentlichkeit. Digitalisierung als Herausforderung für kirchliche Kommunikationskulturen. Berlin 2019.
- 3 Hero 2010, S. 205 f
- 4 Dies zeigen Ansätze des Theologisierens auf Plattformen wie Instagram.
- 5 Siehe hierzu aktuell: Joost von Koon: „Verbindlichkeit: über Religiosität als eine Existenzmodalität der Vergesellschaftung aus Perspektive der Akteur-Netzwerk-Theorie“ in: Knoblauch 2020 S. 41 – 52.
- 6 Es ist aber klar zu sagen, dass gerade die Prognostik der Säkularisationstheorien hinsichtlich eines Verschwindens von „Religion“ oder eine „vollständige“ Individu-

- 12 Vgl. hierzu Rainer Schützeichel „Religiöse Sozialformen haben sich in bestimmten Segmenten in Richtung des Netzwerks verschoben. Gerade die Segmente der individualisierten, ‚privatisierten‘, ‚spirituellen‘, kirchenfernen Religiosität proliferieren den Typus des Netzwerks als spezifische Sozialform von Religion. Dieser Eindruck wird auch durch erste empirische Untersuchungen über die praktizierten Sozialformen in Kirchengemeinden unterstützt. Diesseits und jenseits des ‚organisierten‘ kirchlichen Lebens gibt es eine breite Phalanx von unterschiedlichen Netzwerkreligiositäten. Auf der Gemeinde- oder der Parochialebene bilden sich vielfach Netzwerke von Netzwerken. Dabei muss es sich durchaus nicht zwingend so verhalten, dass religiöse Netzwerke den organisierten Formen an die Seite treten, sondern ggf. auch so, dass sich die organisierten Formen von ‚Kirche‘ in bestimmten Basis- oder Randformen zu Netzwerken entwickelt haben.“ Schützeichel 2014 S. 146.
- 13 An dieser Stelle muss darauf hingewiesen werden, dass die Terminologie Netzwerk nur in der umgangssprachlichen Form z. B. eine gesellige Sozialform bezeichnet und somit in dieser Form auch schnell an ihre Grenzen kommt und argumentativ erlahmt. Streng genommen ist sie aber eine Metapher für ein analytisches Forschungskonzept.
- 14 Vgl. hierzu z. B.: Latour and Roßler 2014; Schäfer 2015; Stegbauer 2010; Ricken and Seidl 2010; Philipp 2016; Kiefer and Holze 2018; Neugebauer, Pawel et al. 2019; Weber, Truschkat et al. 2019
- 15 Als Ausnahme ist hier die herausragende Studie von Felix Roleder zu nennen: „Die relationale Gestalt von Kirche – der Beitrag der Netzwerkforschung zur Kirchentheorie.“ Roleder 2020.
- 16 Vgl. hierzu: Gebhardt 2010; Lüddeckens 2010; Meier 2018
- 17 Roose, Schäfer et al. 2010
- 18 Stegbauer 2010
- 19 Der Begriff „dichte Beschreibung“ stammt u.a. vom Anthropologen Clifford Geertz und wird meist als ein umfassendes Forschungsdesign gefasst, indem zunächst die Ebene der Empirie ausgeschöpft wird, um danach die Bedeutungsebenen in diesem Kontext zu erforschen („Warum das“, „warum hier“ und „warum genauso?“), um danach die Metanarrative zu eruieren, die das gesamte Geschehen bestimmen, ohne dass sie den Akteuren bewusst sind.
- 20 Die Grundidee dieser Theorie bzw. Beschreibungsmethode ist, dass die Welt grundsätzlich netzwerkartig organisiert ist und man sie auch so beschreiben soll(t)e. Die ANT vermag nicht nur soziale Netzwerke als Assoziation zu fassen, sondern auch Dinge mit in die Kommunikation dieser Netzwerke einzubinden. So kann das Netzwerk der „Kirche“ in all ihren Bedeutungen (Gebäude, Sozialform etc.) in den verschiedenen Gebrauchsformen und Handlungspotentialen differenziert und z. B. die jeweilige Funktion beschrieben werden. Zentral ist auch die Aussage, dass alle Handlungen immer in Abhängigkeit stehen. Diese Theorie ist zu Analyseformen z. B. zur Referentialität im Internet zwar anschlussfähig, aber zu unterscheiden. Wichtige Objekte sind „Dinge“, die Verbindungen ermöglichen: z. B. eine Bank vor der Kirche. Um das zu verdeutlichen, wird immer wieder der Ball im Fußball genannt, der unabhängigbar die Sozialform Spiel konstituiert.
- 21 Der Blick auf die Netzwerkforschung und die Beschreibung religiöser Netzwerke „hat durchaus Parallelen zu der Beschreibung ihres Gegenstands: Es zeichnet sich durch Heterogenität und Dynamik aus. [...] Vielmehr handelt es sich um „Theorien mittlerer Reichweite“ [...] oder um Theoreme, die in engem Zusammenhang mit empirisch-methodischen Fragestellungen stehen (z. B. strong ties vs. weak ties, embeddedness). Daraus resultiert dann auch ein heterogenes Selbstverständnis, das noch verstärkt wird durch divergierende Forschungsstrategien, die entweder an den Relationen (z. B. strong ties vs. weak ties), an den Positionen bzw. Knoten (z. B. strukturelle Äquivalenz) oder an dem Gesamtnetzwerk (z. B. small world) ansetzen und von dort aus Netzwerkstrukturen und -dynamiken beschreiben bzw. erklären. [...] Derartige Netzwerkstudien bzw. -theoreme können durchaus kompatibel sein mit akteurszentrierten Ansätzen.“ Was gerade für unsere kirchentheoretischen Überlegungen extrem hilfreich ist, denn die Netzwerkforschung begreift eben diese Netzwerke als „flexible, heterogene und dynamische Gebilde, die gleichwohl spezifische Struktureigenschaften besitzen.“ Stegbauer and Häußling 2010 S. 57 & 59.
- 22 Für unsere Betrachtungen ist zunächst festzuhalten, dass für uns ein Netzwerk „graphentheoretisch aus einem (oder mehreren) endlichen Sets von Knoten [konstituiert werden], die mittels Kanten verbunden [sind][...]“. Unter Knoten versteht man meist Akteure, wobei es sich nicht unbedingt um Individuen handeln muss. Knoten können auch Aggregate wie etwa Staaten, Organisationen oder andere soziale Gebilde sein. Die Kanten repräsentieren die Beziehungen (ties), mit denen die Knoten verbunden sein können [...].“ Alles weitere sind spezielle Formen der Beschreibung [ebd.] [...] Mit Netzwerkanalyse meint man nicht einfach eine Methode oder eine Sammlung von Methoden. Es handelt sich um ein Forschungsparadigma, eine eigene Anschauung der Welt. Konstituierend für die Netzwerkanalyse ist, dass Menschen im Kontext ihrer Beziehungen untersucht werden.“ Stegbauer 2008 S. 166
- 23 Castells, Manuel (2003): Das Informationszeitalter. Bd.1: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft: „Ein Netzwerk besteht aus mehreren untereinander verbundenen Knoten. Ein Knoten ist ein Punkt, an dem eine Kurve sich mit sich selbst schneidet. [...] Die von Netzwerken definierte Topologie bringt es mit sich, dass die Distanz (oder die Intensität und Häufigkeit der Interaktion) zwischen zwei Punkten (oder sozialen Positionen) geringer (oder häufiger oder intensiver) ist, wenn beide Punkte Knoten in einem Netzwerk sind, als wenn sie nicht zum selben Netzwerk gehören. Andererseits haben Ströme innerhalb eines gegebenen Netzwerks keine Distanz – oder

- dieselbe Distanz – zwischen den Knoten. [...] Netzwerke sind offene Strukturen, und in der Lage, grenzenlos zu expandieren und dabei neue Knoten zu integrieren, solange diese innerhalb des Netzwerks zu kommunizieren vermögen, also solange sie dieselben Kommunikations-codes besitzen – etwa Werte oder Leistungsziele.“ (Castells 2003: S.28f)
- 24 Vgl. hierzu Bourdieu 2000 sowie Bourdieu and Wacquant 2006 und auch Petermann 2012.
- 25 Die erreichten oder nicht erreichten Ziele und Messbarkeiten in den Projekten sind gute Beispiele für die bisherige kirchliche Planung, und es gab Zeiten, in denen diese Planungsform gut und richtig war.
- 26 Soziale Erklärung und Angebote aufgrund externer Einflüsse, Angebotsstruktur.
- 27 Vgl. zur Agentivierung Das Wort kenne ich leider nicht ... bzw. zur Frage der Kommunikation von Dingen in der Akteurs-Netzwerk-Theorie: Latour 2007
- 28 Hinzu kommt der Aspekt der Symmetrie bzw. des Aufdeckens verborgener Asymmetrie in der Analyse oder der Situation. Dinge und Menschen sind miteinander verbunden und attribuieren sich gegenseitig Eigenschaften und Fähigkeiten.
- 29 Es ist festzuhalten, dass ein einmalig positiver Kontakt und eine intensive Begegnung bei einer Trauung nach vielen Jahren sich positiv auf die Einstellung zur Kirche auswirken.
- 30 (1) Akteure und ihre Handlungen sind interdependent: Gegen das bereits von Elias [...] kritisierte „homo clausus“-Modell entscheidungsautonomer Individuen wird geltend gemacht, dass die Gegenüberstellung von „Individuum“ und „Gesellschaft“ in die Irre führt. Der Netzwerkbegriff ist so angelegt, dass er eine Festlegung auf Individuum oder Gesellschaft bzw. auf die Mikro- oder Makroebene vermeidet. (2) Gegenstand soziologischer Analysen sind nicht die einzelnen Dyaden zwischen Ego und Alter, sondern deren Einbettung in ein Netz weiterer Beziehungen. Die Dyade zwischen A und B wird beeinflusst durch die Beziehungen zwischen B und C sowie zwischen A und D. Um solche Formen der Einbettung in größere Zusammenhänge zu untersuchen, werden Beziehungsmuster als Netzwerke graphentheoretisch repräsentiert und analysiert. (3) Die selektiven Verknüpfungen in Netzwerken kanalisieren den Transfer von Ressourcen und Informationen. Die strukturelle Position der Akteure innerhalb eines Netzwerks beeinflusst so ihre Wahrnehmungen, Einstellungen und Handlungen und ist deshalb der Bezugspunkt soziologischer Erklärungen. Im Gegensatz zu individualistischen Theorien, die Präferenzen und Motive zur Grundlage der Handlungserklärung machen, ist die Position in sozialen (Netzwerk-)Strukturen entscheidend.“(Kursiv auch im Original) Holzer 2009, S. 260f
- 31 Roleder 2020, S. 104
- 32 Vgl. hierzu Luhmann and Kieserling 2000
- 33 Bisherige Formen der Leitung und Ressourcenverwaltung orientieren sich z.B. in diesem Spannungsfeld an Hierarchie (Leitungsinstanzen) oder Polyarchie (Kollektive Beschlüsse) hinsichtlich des Modelles des „religiösen“ Marktes (Situative Entscheidungsautonomie / Tausch von Gütern / Kasualmarkt).
- 34 Siehe Roleder 2020, S. 255 ff.
- 35 Vgl. auch hier Felix Roleder, der explizit darauf hinweist, dass religiös heterogene Alltagskontakte vor allem für kirchlich Distanzierte eine zentrale Rolle spielen. Er weist auch auf die zentrale Funktion der Community-Bildung hin, die unseres Erachtens seitens des Social-Media-Bereiches weitestgehend vernachlässigt wird und gerade das leistet, was sich in der Kirche viele Akteure wünschen: jenseits der 2 ??? kirchlichen Milieus aktiv zu werden. Roleder 2020 S. 66f. sowie der Abschnitt „Soziokulturelle Alterität in Alltagsnetzwerken.“ (ebd), S. 69ff. Interessant ist auch sein Hinweis, dass die Entwicklung der Religiosität von Kindern und Jugendlichen von 11 bis 17 Jahren auf die Religiosität der Eltern wirkt. D.h. die Zeit des Konfirmandenunterrichtes und hier sicher auch die mediale Darstellung von Religion (ebd. S.89).
- 36 Siehe zur Beschreibung Meier 2020
- 37 Thomas Schmidt, Kirche – ja bitte, 180-182: „Das Netzwerk als Form der Vergemeinschaftung setzt auf aktualisierbare Kontakte. Erwartet wird die Bereitschaft, situativ Leistungen zu erbringen („Das bist du mir schuldig!“), mitunter auch gegen die Interessen formaler Organisationen. In diesem Sinne ist auch Kirche ein Netzwerk von Netzwerken, in denen Beziehungen gepflegt und von Fall zu Fall genutzt oder missbraucht werden. Vieles deutet darauf hin, dass künftig die funktionale Logik der Gesellschaft von Netzwerkkontakten überlagert wird. In Netzwerken geht es um Begegnungen, die niemand ausschließen, damit eben auch keine Grenzen ziehen, die entlasten könnten. Mitwirkung im Netzwerk bedeutet deshalb Dauerbelastung durch Aufmerksamkeitsproduktion. Attraktivität ist die Leitwährung dieser Kommunikation. Steuerungsversuche laufen ins Leere, denn Netzwerke besitzen kein Zentrum und keine Spitze. Das macht sie interessant, flexibel und unorganisierbar. Sie teilen mit lokalen Interaktionen das Interesse für Begegnungen. Sie unterscheiden sich jedoch durch ihre Reichweiten. Es geht eben nicht um die Identifikation von Personen als Mitglieder im Netzwerk, sondern um das Wirken der „unsichtbaren Kirche“ in einem „Gewebe aus Inhalten, Intensitäten und Gelegenheiten“ (Zitat im Zitat Lehmann 2018, 29).

Theologische Ingenieurskunst und bescheidene Kirchenleitung ohne Parolen

■ **Kirchenrat i.R. Dr. Georg Gottfried Gerner-Wolfhard widmet seinen Artikel OKR (em.) Dieter Oloff zum 80. Geburtstag und verbindet die Würdigung des Jubilars mit einem Hinweis auf ein Buch Adolf Holls.**

Adolf Holl:
Im Keller des Heiligtums – Geschlecht und Gewalt in der Religion Münster (LIT-Verlag) 2010 – 197 Seiten

Die *ersten* Zeilen bis hierher geben Rätsel auf:

„Theologische Ingenieurskunst“ – Was soll das sein? Eine „Parolen“-freie Kirchenleitung? – Geht das überhaupt? | Kirchen-Leitung ist schön – macht aber viel Arbeit!

Ein „Heiligtumskeller“, in welchem (bedrohlich?) „Geschlecht und Gewalt in der Religion“ hausen und walten? – Klingt gar nicht gut!

Und vor allem:

Was hat das alles mit dem 80jährigen Jubilar: dem emeritierten Pfarrer, Landes-synodalen, Dekan, Oberkirchenrat und Ständigen Vertreter des Landesbischofs: Dieter Oloff, zu tun ?!

Die *nächsten* Zeilen versuchen, die Rätsel aufzuklären.

Zuerst zum Wirken des Jubilars, dann *weiter* zu der schon etwas angejahrten, aber dennoch in ihrer „Zeiger“-Kompetenz immer aktuellen Schrift des Wiener (suspendierten) römisch-katholischen Priesters und Religionswissenschaftlers

Dr.theol./Dr.phil. Adolf Holl, der im vergangenen Jahr 2020, kurz vor Vollendung seines 90. Lebensjahres, gestorben ist; *schließlich* der Versuch einer pastoral-kybernetischen Schlussfolgerung.

Also *zuerst* zum Jubilar: Wer immer mit Dieter Oloff und seiner Art & Weise der Kirchen-Leitung – als Dekan und Oberkirchenrat – zu tun hatte, dem wird seine Bescheidenheit, seine Disziplin und die Präzision seiner Sichtweisen in Erinnerung bleiben.

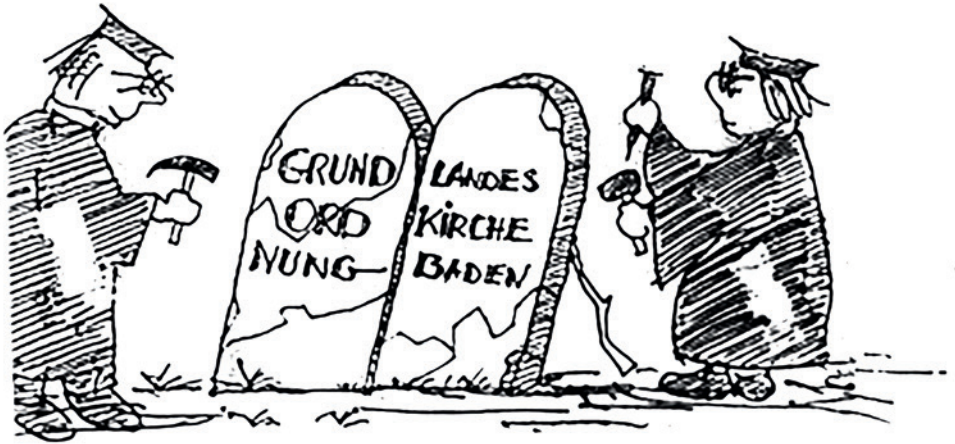
Dieter Oloff ist ausgesprochen „technisch begabt“, und spaßweise könnte man sagen: „an ihm sei ein Ingenieur verloren gegangen“ – wenn er nicht Theologe und Pfarrer geworden

wäre! Pfuscher¹ oder alarmistisches Leitungshandeln gab's bei ihm nicht.

Kirchen-Leitung ist schön – macht aber viel Arbeit!

Als Kirchenleiter bedurfte er keiner Parolen und er „machte“ aus nichts „ein Theater“. Es gab keine Sitzung, welche er leitete, die ohne Ergebnis geblieben wäre – und wären es auch „nur“ eine verständliche Zusammenfassung und die präzise Formulierung der „nächsten Schritte“ gewesen. Damit konnte man weitermachen und Lösungen erarbeiten.

Weil er im Geschäftsplan des Badischen Evangelischen Oberkirchenrats (EOK)



„ ... OB MAN AN DEM DING ÜBERHAUPT NOCH WAS MACHEN SOLL?
 VIELLEICHT GEHT DANN ALLES KAPUTT - UND FROMM WIRD

auch für die Theologen-Ausbildung und damit für den Kontakt zur akademischen Theologie-und-Religions-Wissenschaft zuständig war, läuft die Linie dieser Zeilen weiter zur oben angezeigten Veröffentlichung:

Es gibt Bücher, welche insofern nicht schwerelos zu lesen sind, weil der Autor von dem, worüber er schreibt, nicht genug weiß und/oder zu wenig davon verstanden hat. Das Gegenteil kommt bisweilen aber auch vor, und meines Erachtens hat Holl mit dem hier angezeigten Buch dergleichen geschrieben, denn seine ganze These liegt im Grunde schon im Titel beschlossen – nämlich:

Das „Heiligtum“ steht quasi nicht auf einer durchbetonierten Fundamentplatte, sondern es hat einen „Keller“, in den hinein „Geschlecht und Gewalt in der Religion“ verstaut worden sind, sodass „oben“ – eben „im Heiligtum“ – (scheinbar) Ruhe und Frieden (und „Heil“) herrschen.

Diese unangenehme, den Religions- und-Kirchen-Betrieb verstörende These entfaltet der ungemein belesene, formulierfreudige und reflektierte Autor in zehn Kapiteln – wie:

„2. Bäuerliche Frömmigkeit: Fruchtbarkeit, Magie, weibliche Kräfte ... 3. Herrlichkeit: Aufstieg und Verfall des Königsgedankens ... 4. Die Macht der Priester ... 5. Der Bund der Liebe ... 7. Die Wildlinge des Glaubens ... 8. Gefährliche Heiligkeit“.

Ein bisschen wie in den biblischen Büchern: „Sprüche Salomonis“ und „Prediger Salomo“ ist es vergnüglich und auch mit intellektuellem Gewinn zu lesen, welch' reichhaltiges humanhistorisches Material der Autor in weisheitlicher Manier ausgebreitet hat, doch wirklich unter die Haut geht es nicht, obwohl es sehr brisant sein könnte, weil im Jahr der Abfassung der Schrift (2010) der Missbrauchsskan-

dal in der römisch-katholischen Kirche schon „am Kochen“ war – mit Ausstrahlung auf andere Kirchen, auch auf die evangelische(n) Kirche(n)!

Und obwohl aus genau diesem Grund Holl selbst sein Buch mit folgenden Worten beginnt: *„Die erotischen Empfindungen erwachsener Männer im Umgang mit ihren jugendlichen Schülern, von Platon hoch in Ehren gehalten, wirken edel im Vergleich zu dem, was jetzt aus [römisch-] katholischen und auch aus weniger frommen Bildungsanstalten an die Öffentlichkeit gelangt. So gewinnt mein Text ... Aktualität ... Ins grellste Licht rückt ... die Gewalt von Priestern, die quasi nebenher und mit schlechtem Gewissen Kindern zu Leibe gingen, die sie zum Guten anleiten sollten“* – obwohl also Holl sein Buch mit solchen Sätzen beginnt, greift er den ambivalenten Komplex von „Agape/Eros/Sexus“ im Verhältnis zu „Religion“ in seiner konfusen Tiefe nicht wirklich auf, sondern fokussiert seine Ein-Sichten hauptsächlich auf die Ambivalenz von *Gewalt und Religion* – und dies, je länger er schreibt, verstärkt in Hinsicht auf das männliche Geschlecht.

Dies in einen scharfen Blick genommen zu haben, ist ja „auch schon etwas“, weil es nicht alltäglich ist „bei Kirchens“. Allerdings gibt es selbst in offiziellen evangelischen Publikationen bisweilen eine Ahnung von diesem Problem – so z. B. in dem „Grundlagentext des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)“ aus dem Jahr 2015: *„Für uns gestorben – Die Bedeutung von Leiden und Sterben Jesu Christi“*.² Der

EKD-Ratsvorsitzende, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, eröffnet folgendermaßen:

1. *„Das Kreuz ... ist Symbol für alles [!!!], was christlicher Glaube und christliche Kirche bedeuten. [...] Von allem Anfang an sorgte es für Diskussion und Streit ... oft in der Kirche selbst. [...] Viele Kritiker innerhalb und außerhalb der Kirche nehmen an der Vorstellung von der Heilsbedeutung des Kreuzes Anstoß, weil es dabei um Gewalt geht“* (S.13).

Eine Ahnung ist also da - auch ein Gespür für einen (möglicherweise schrecklichen) Komplex? Ist gar ein Wissen im Spiel?

Bei „unserem“ evangelisch-protestantischen Gründervater war das vorhanden: bei dem exkommunizierten Priester-mönch und Bibelprofessor Martin Luther, den die EKD vor vier Jahren in einem großen, nationalen Resonanzraum wohl klingender Parolen volltönend durchgefeiert hat - ohne freilich die Öffentlichkeit gebührend darauf hinzuweisen, dass der einschlägige Anlass – der 31. Oktober 1517 – etwas zu tun hatte mit peinlicher und unbequemer Buße (und mit dem darauf bezogenen altkirchlichen „Sakrament“) sowie mit vorlaufenden, erschreckenden religiösen Erlebnissen und Erfahrungen des Veranlassers.

Der suspendierte römisch-katholische Priester Adolf Holl hatte anscheinend ebenfalls ein solches oder ähnliches Gespür und er hat in dieser Hinsicht auch „einiges durchgemacht“ mit seiner Religionsgemeinschaft: Seine geknickte Karriere als römisch-katholischer Universitätslehrer in Wien hat ihn ins Freie getrieben

und zu einem freien Geist mit großer publizistischer Wirkung werden lassen. Solch' freien, undogmatischen Blick auf die Ambivalenz und Fährlichkeit von allem, was mit DEM HEILIGEN zu tun hat, lässt er nach vielen Facetten des Religiösen hin schweifen, wobei er (wie schon gesagt) sich vornehmlich auf das „Gewalt(tätig)e“ im „Männlichen“ und im „Priesterlichen“ einpendelt – was nicht allzu sehr verwundert bei einem Autor, der selbst ein Mann ist und ein Priester – wenn auch ein suspendierter:

„Nicht die Herrschaft von Männern über Menschen als solche ist das Problem ... sondern die Aureatisierung, Sakralisierung dieser Herrschaft, ihre religiöse Würde also“ (S. 46).

Es ist nicht von ungefähr, dass Holls Schrift eine Art von Kreisbewegung macht; dass sie beginnt mit dem Kapitel *„Verbotene Zonen: Die religiöse Antwort auf Geschlechtlichkeit und Gewalt“* und endet mit dem Kapitel *„Madonnina: Die Wiederkehr der verdrängten Weiblichkeit“*. Holl entlässt seine Leserschaft mit folgenden allerletzten Sätzen:

„In der gegenwärtigen weiblichen Selbstbehauptung ist ein Leitmotiv unüberhörbar: das der Kritik am fünftausendjährigen Patriarchat, an der gottväterlichen Ordnung der Dinge seit der Erfindung der Schrift. [...]

So betrachtet erscheinen die wunderbaren Marien[-Epiphanien³] zwischen 1830 und 1981 als überraschend aktuelle Verkörperungen einer Weiblichkeit, die ohne Mann und Kind aufzutreten und im eigenen Namen zu sprechen vermag. [...]
Mit ihnen kehrt wieder, was im männli-

chen Paranoid verdrängt bleiben musste – die bislang sprachlose Eigenart der weiblichen Hälfte der Menschheit.

[... Falls die weibliche Hälfte der Menschheit in naher Zukunft endlich zu Wort kommt, dürfen] *staunende Kinder dann ohne Scheu in das Raritätenkabinett der männlichen Obsessionen spähen.*

Freundliche Lehrerinnen werden bereitwillig Auskunft erteilen über das allwissende Auge und den Teufel in der Hölle, die bischöflichen Insignien und die Kronen der Könige, die Uniformen der Generale, den Judenstern.

„Und das alles war für die Leute einmal wichtig?“ - werden die Kinder fragen.

Ja, sehr wichtig! – wird die Lehrerin sagen.“ (S. 189)

Schließlich eine pastoral-kybernetische „Coda“:

Aus zwei Gründen haben wir Protestanten nicht die gleiche Problematik, die Holl ausgebreitet darstellt und analysiert (jedenfalls nicht „hundertprozentig“), weil wir *erstens* für die repräsentierende Person des Heiligen (Amtes) - für den „Amtsträger“ - nicht das Leitbild des „Priesters“ (den *sacerdos*) haben, sondern das des „Hirten“ (den *pastor*⁴); und weil *zweitens* längst nicht mehr dem Manne allein das (weltläufig, aber irrtümlich: für „heilig“ gehaltene) Amt übertragen wird, sondern auch der Frau.

Deren zahlenmäßige Menge im Pfarrdienst steigt kontinuierlich an und prägt das Amt(s)-Verständnis prägnant: Die Pastorin, die „Hirtin“, die Schäferin, sorgt in vielen Parochien (oft allein!) dafür, dass „im Pfarrhaus noch Licht brennt“.

Doch salvirien wir uns als Protestanten – bittschön! - nicht allzu früh, denn auch der weibliche Teil der Menschheit – und so auch der Pfarrerschaft – residiert natürlich auf einem untergründigen „Keller“, in welchem (unterbewusst und unbewusst) Dubioses und Dunkles west.

Es bedarf keines hellsichtigen Religionswissenschaftlers, um das zu sehen und zu akzeptieren; es genügt die gute, alte „einfache“ Bibel: „*Das Dichten & Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf*“ (Gen 8,21⁵).

Dieser nüchternen Desillusionierung hat die Badische Landeskirche ein öffentliches Plätzchen eingeräumt, als sie an der Wende zum XXI. Jahrhundert sich 34 „*Leitsätze*“ in drei Abschnitten⁶ gab: „*Was wir glauben – Wer wir sind – Was wir wollen*“ – auf mehrfarbigen Leporelli auch in französischer Sprache, unserer elsässischen Geschwister wegen.

Dazu schrieb der Landesbischof Ulrich Fischer (1949–2020) den Gemeinden: „*Diese Leitsätze ... sollen uns helfen, unseren Glauben, unsere gemeinsame Identität, das, wofür wir uns engagieren, und die Ziele, die wir erreichen wollen, mit Worten auszudrücken ... wie ein Rechenschaftsbericht über das Leben unserer Kirche.*“

Der zweite dieser Leitsätze (1.2) lautet: „*Gottes Wort begegnet uns in der Bibel. Ihr ist nichts Menschliches fremd.*“⁷

Wohl wahr! - und als der sog. „Personalreferent“ im obersten „operativen“ Leitungsgremium unserer Badischen Landeskir-

che (im Kollegium des EOK): zuständig für alles – im weitesten Sinne: verkündigende – Personal (einschließlich der Kirchendienerinnen), musste Dieter Oloff, pflichtgemäß, in so manchen menschlichen „Keller“, in so manche „fremden“ Zustände, in so manches schwarze Loch hineinschauen – und dabei doch menschlich bleiben.

Dergleichen bleibt, salopp gesagt, „nicht in der Wäsche hängen“ und bedarf, damit keine Trümmer übrig bleiben, einer besonderen Kunst; ich nenne sie für einmal: Dieter Oloffs „Theologische Ingenieurskunst“ – bestehend aus Sachkenntnissen (in diesem Fall pastoraltheologischen), Sachverstand, gepaart mit Präzision und realistischen Zielvorstellungen – und dies alles – ganz wichtig! – ohne eigene Ego-Interessen!

Denn beim Hineinblicken in die „Keller“ des „Fremden“ geht es nicht um den, der blickt, sondern um das Ordnen und (wenn möglich) Heilen des Erblickten.

Dieter Oloff hat diesen Auftrag mit großer Disziplin und Treue ausgeführt und dabei „*der Kirchenleitung ein menschliches Gesicht verliehen*“, wie Landesbischof Ulrich Fischer (sel.A.) zum 70. Geburtstag hervorhob.⁸

Freilich: „Irgendwie“ geht es dann doch auch um den „Hineinblicker“ in „fremde Keller“, denn auch und gerade seine *anima* bedarf der *cura (animarum)*, der Seel-Sorge. Dazu bedarf es schließlich doch einer Parole: der *Parole de Dieu*, des Wortes Gottes.

Nachdem die „Leitsätze“ der „ekiba.de“ nun einmal publiziert waren, bedurften sie der Verbreitung und Erläuterung. Deshalb haben die Mitglieder des Kollegiums des EOK in einer Art „Predigtreihe“ je einen Leitsatz ausgewählt für die Morgendandachten, welche bei der Herbsttagung 2000 der Landessynode gehalten wurden. Dieter Oloff hat für die Andacht, die er damals⁹ gehalten hat, den Leitsatz (I.6) gewählt: „Wer mit Gott rechnet, hat Hoffnung und kann besser mit Gelingen und Scheitern umgehen.“

Wer mit Gott rechnet,
hat Hoffnung und kann
besser mit Gelingen und
Scheitern umgehen

nicht am Ende. Gott ist mir voraus. Solche Hoffnung ist freilich viel mehr als eine „positive Lebenseinstellung“, mehr als das viel propagierte „positive Denken“. [...]

Mit Gott lässt sich nicht kalkulieren. Aber vor Augen haben in der Gestalt Jesu Christi können wir Gott, den Unvorstellbaren. Wir können in Verbindung mit ihm leben, mit ihm im Gespräch bleiben, uns an ihn erinnern.
Kurz: Wir können betend leben.“

Das ist ein Satz mit einer beträchtlichen „Schuhgröße“: „rechnen“ ... „besser umgehen“ ... – so etwas kann nach mentaler und psychischer Inflation riechen. OKR Oloff ist ihr damals in seiner typischen Weise entgangen:

„Das ist das Leben: Gelingen und Scheitern und damit täglich umgehen.

Und das können die Christen, die Kirchenleute also besser !! ??

Die Kirchenleute? Die Christen?

Die Betenden können es besser! Denn das sind die Leute, die mit Gott rechnen und eine Hoffnung haben: Es sind die Betenden.

Die Betenden sind nicht besser; aber sie haben es besser. Sie sind noch nicht am Ende angekommen, wenn es allen die Sprache verschlägt. Sie haben immer noch etwas vor sich. Sie haben Gott vor sich. Und so ist immer ein Weg nach vorne offen.


Auch wo vor Augen nur eine Wand, ein steiler Abgrund oder ein schwarzes Loch ist, da hat der Betende die Hoffnung: Ein Weg nach vorne ist offen. Ich bin noch

Ja! – das ist wohl die elementarste Form der „Theologischen Ingenieurskunst“ und einer „Bescheidenen Kirchenleitung“ – mit der wahren Parole:

Betend leben.

■ Georg Gottfried Gerner-Wolfhard, Karlsruhe

- 1 Die Karikatur stammt aus dem Zeichenstift von OKR Karl Theodor Schäfer (sel.A.), dem direkten Vorgänger von Dieter Oloff als Oberkirchenrat. Mit seiner Begabung zum Karikaturenzeichnen hat „KTS“ lange Plenardebatten auf der „Regierungsbank“ der Landessynode überlebt. – Martin Blum (Altdorf bei Ettenheim) hat die originale Vorlage digitalisiert und bearbeitet.
- 2 Gütersloher Verlagshaus – 192 Seiten
- 3 Gemeint sind: Lourdes, Fatima ... usw.
- 4 Die einschlägigen Themen und Probleme traktieren wir in eigenen Unter-Disziplinen: Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie.
- 5 „Das Gebild des Menschenherzens [ist] von seiner Jugend her bös.“ (Buber-Rosenzweig: Die Schrift) – „Die Menschen [sind] so schlecht! Alles, was aus ihrem Herzen kommt, ihr ganzes Denken und Planen, ist nun einmal böse von Jugend auf.“ (Die Gute Nachricht) – „Die Verwirklichungen der menschlichen Herzen sind eben böse von Jugend an.“ (Bibel in gerechter Sprache) – „Die Menschen [sind] schon klein auf in ihrem Herz link drauf.“ (Die Volxbibel)
- 6 Verhandlungen der Landessynode ... Ordentliche Tagung vom 22. Oktober bis 26. Oktober 2000; S. 3-5 und Anlagen 16 und 17
- 7 „La parole de Dieu s'adresse à nous dans la Bible. Rien de ce qui est humain ne lui est étranger.“

- 
- 8 https://www.ekiba.de/detail/nachricht-seite/id/2470-ehemaliger-personalreferent-oloff-wird-70-jahre-alt/?cat_id=37 – Ein nicht ganz rätselloses Lob, weil es – daran wollen wir doch festhalten? - für „die Kirchenleitung“ generell gelten sollte.
 - 9 Verhandlungen ...(usw.) Seite 197

Was steckt eigentlich hinter dem ›Gender-Sternchen‹?

■ **Pfarrer i.R. Dr. Hans-Gerd Krabbe fragt in seinem Diskussionsbeitrag, was sich hinter sprachlichen Veränderungen verbirgt und gibt dabei auch eine eigene Antwort.**

Man könnte belustigt auf das sog. ›Gender-Sternchen‹ reagieren, es als harmlos einschätzen und als ›Mode-Gag‹ oder es leichtfertig als Luxus-Problem oder als Unfug abtun. Entsprechendes gilt für die Unterstriche, die Schrägstriche oder für den Doppelpunkt im Wort (z. B. ›Christ:innen‹). — Man könnte darüber schmunzeln, wenn die Anrede nicht mehr lautet: ›Sehr geehrte Damen und Herren‹, sondern: ›Liebe Menschen‹. — Man könnte amüsiert darüber sein, wenn Nachrichten-Sprecher in Radio und Fernsehen eine ganz kurze Sprechpause mit anschließendem Glottisschlag einlegen, um das ›Gender-Sternchen‹ zu betonen. — Man könnte sich die Augen reiben, wenn nun in jeder Stellenausschreibung hierzulande das Kürzel ›m/w/d‹ (›divers‹) erscheint. — Man könnte nachfragen, wie viele verschiedene Geschlechter es denn nun gibt in der ›sexuellen Vielfalt der Geschlechter‹: noch über LSBTTIQ hinaus (d.h. lesbische, schwule, bisexuelle, transsexuelle, transgender, intersexuelle und queere Ausprägungen von Sexualität). — Man könnte überlegen, welche Folgen es hat, wenn die Geschlechter-Polarität im Sinne einer angestrebten ›Geschlechtergerechtigkeit‹ aufgelöst werden soll. Wenn die biologisch vorgegebene Geschlechterordnung bis zur Belanglosigkeit dekonstruiert werden soll. Wenn biologi-

sche, anatomische, hormonelle, psychische Unterschiede zwischen Mann und Frau einfach geleugnet werden. Wenn naturwissenschaftliche Ergebnisse (etwa in der Hirnforschung) missachtet werden. Wenn ›sexuelle Vielfalt‹ nicht nur zu respektieren und zu tolerieren, sondern gar uneingeschränkt zu akzeptieren sei: Gibt es dann überhaupt noch irgendwelche Tabus, irgendwelche Grenzen sexueller Praxis? — Man könnte wissen wollen, wer denn nun diskreditiert wird, wenn statt der Bezeichnungen von Mutter und Vater die Bezeichnungen ›Eltern 1‹ und ›Eltern 2‹ eingeführt werden sollen (so der Europarat im Dokument 12267 vom Okt. 2010). Was es bedeutet, wenn für ›Regenbogenfamilien‹ eine ›dritte Elternschaft‹ eröffnet werden soll (man bedenke dagegen: Gen. 9,12-17). Wenn die Leihmutterchaft auch hierzulande legalisiert werden soll. Wenn ›das Menschenrecht auf Abtreibung‹ beschlossen wird (so die Empfehlung des Europa-Parlaments 2015 an die Mitgliedsstaaten, wobei dieses Recht allerdings von einem jeden einzelnen Mitgliedsstaat erst eigens ratifiziert werden muss). — Man könnte erobert reagieren über die Diffamierung der traditionellen Mutter(rolle/schaft), die Entmutterung der Frau, die Abschaffung der Vollzeit-Mutter: schließlich müsse die Fixierung auf soziale Rollen wie Mutter und Hausfrau überwunden und jede Frau in die außer-häusliche Arbeitswelt integriert werden. — Man könnte entsetzt sein über die beabsichtigte Abschaffung der Elternrechte über ihre Kinder (dagegen: Art. 6,1.2.4 GG), über die Verabschiedung der klassischen

Familie (›ein Auslaufmodell‹?) als ›Säule der staatlichen Gemeinschaft‹ und über die Propagierung heterogener Patchwork-Lebensformen und polyamorer Beziehungen (als Zukunftsmodell?). — Man könnte befremdet und irritiert sein über die Vergenderung der Sprache, über die Verunglimpfung der deutschen Sprache, über die Sprachverwirrung und nach der Lesbarkeit fragen: der Mensch, ›die Menschin‹, ›die Christ*innenmensch*innen‹, die ›Elter*innen‹, ›die Kinder*innen‹ /›die Engelin‹ / ›die Nächstin‹ / der ›Meerjungmann‹. — Man könnte sich abwenden, wenn die Anrede in einem Wahlwerbebrief geschlechtsneutral-korrekt-formuliert lautet: »An alle Wahlinteressierten im Hause« (statt ›Wählerinnen und Wähler‹ zu schreiben). — Man könnte dagegen protestieren, wenn Bachelor- und Master-Arbeiten gendergerecht abgefasst werden müssen.

Wird der männliche Vorname ›Hermann‹ verboten, wird aus der Frauke die ›Mannke‹? Wird aus der Fußgängerzone die Flaniermeile, werden aus Studenten nun Studierende, um nur ja nicht irgendjemanden zu diskriminieren, wobei Unterschiede in Begriff und Sache schlicht übergangen werden? Wird aus dem Papagei die ›Mamagei‹? Wird aus der Muttermilch: ›Milch vom Menschen‹ (FAZ, 20.02.2021, 11)? Soll zukünftig vom ›gebärenden Elternteil‹ (FAZ, s.o.) die Rede sein und von ›Oberkörperfütterung‹ (so der Leitfaden der Universitätskliniken des britischen Gesundheitsdienstes in Brighton und Sussex) (als ob es beim Stillen um feste

Nahrung ginge)? Was wird aus dem Weihnachtsmann, was aus den Stiefmütterchen, was aus ›dem Weib‹, was aus der Muttersprache, was aus dem Vater-unser-Gebet? Was soll's, wenn ›die Katholische Studierende Jugend‹ (›KSJ‹) Gott mit ›Gender-Sternchen‹ schmücken will? Also (?): Gott*in oder Gött*in (?) mit was für einem bestimmten Artikel? Wann wohl folgt aus der Gottesanrede: ›HERR‹ konsequent-gendert die Anrede: ›Herr*in‹? Wer die Bibelstelle Gal. 3,28 heranzieht (›weder Mann noch Frau‹) und gendergerecht umfunktionieren will, der sollte erinnert sein dürfen an eine saubere biblisch-theologische Exegese und dabei den Bezug zur Taufe bemerken.

Man könnte an den ›Turmbau zu Babel‹ (Gen. 11,1-9) denken: »dass keiner mehr des anderen Sprache verstehe«. — Man könnte überrascht sein, wenn die Duden-Online-Redaktion auf das Gendern von Sprache hereinfällt und sich für die Einführung einer geschlechtsneutralen Sprache verwendet. Immerhin jedoch wurde im März 2018 durch den Bundesgerichtshof letztinstanzlich festgehalten, dass sich die Bezeichnung: ›der Kunde‹ im Sinne des generischen Maskulinums auf Menschen

Man könnte an den ›Turmbau zu Babel‹ (Gen. 11,1-9) denken: »dass keiner mehr des anderen Sprache verstehe«.

jeden Geschlechts bezieht. Wer sich nun aber über das generische Maskulinum auslässt, der wird doch sicher auch um das generische Femininum wissen.

Die Klage, wonach eine Frau als ›Kundin‹ angeschrieben werden wollte, wurde vom Bundesverfassungsgericht abgewiesen. — Man könnte die gender-sensible Anrede: ›Herr Professorin‹ (siehe Leipzig) mit

Hohn und Spott bedenken. — Man könnte in der gender-gerechten Sprache einen Beitrag sehen wollen für mehr Emanzipation und Gleichberechtigung (›wenn's denn aber nur so wäre!«). ›Gleicher Lohn für gleiche Arbeit« (?), aber ja!

Doch hinter der pseudowissenschaftlichen Gender-Ideologie verbirgt sich ein radikaler Ansatz (im Kampf gegen alles Männliche?) zur Umwandlung der bisherigen (Geschlechter-) Gesellschaft auf dem Weg hin zu einer sog. ›fluiden Geschlechtlichkeit«: wobei bereits Jugendliche vom 14. Lebensjahr ab jährlich neu vor dem Standesamt festlegen können sollen, ob sie als männlich oder als weiblich gelten wollen (so ein Gesetz-Entwurf 2021 von ›Bündnis 90/die Grünen«).

Jeder Mensch sei zunächst ›geschlechtsneutral«, müsse sich sein Geschlecht selbst wählen, könne sein Geschlecht innerhalb seines Lebens (mehrfach) wechseln. Nichts sei angelegt, alles sei wählbar, alles sei wandelbar, nichts sei festgelegt, alles sei anerzogen. Es gibt mehr als zwei Geschlechter, doch wie viele? Sechzig etwa oder mehr? Jetzt noch dient die Frau soz. als ›Durchgangsstadium«, bis dass es wie angestrebt zur Auflösung (!) des bi-polaren Geschlechterkonstrukts von Mann und Frau und zur Einführung eines pluralen Modells (angefangen in der ›Ehe für alle«?) mit vielfältigen Variationen von ›sexuellen Orientierungen« im Sinne ›sexueller Vielfalt« kommen soll. Ist dann noch klar, wer denn nun Vater und Mutter ist, wer für die Erziehung des Kindes verantwortlich ist? Droht da nicht ein gesellschaftliches Chaos? Was für ein

Ein jeder Mensch ist unverwechselbares Original aus Gottes Schöpferhand

katastrophaler Irrweg! Man will offen sein für alles (auch für das Adoptionsrecht für ›Homo-Partner«? / auch für die Polygamie? / auch für Pädophilie?), man will niemanden mehr diskriminieren, alle sollen gleich sein: obwohl ein jeder Mensch ein unverwechselbares Original aus Gottes Schöpferhand ist / obwohl alle Menschen verschieden sind / obwohl sich ein jeder Mensch vom anderen unterscheidet, wofür nicht allein ›der genetische Fingerabdruck« Zeugnis ablegt.

Unabhängig davon, dass all dies aus der Gender-Ideologie der biblischen Anthropologie widerspricht, wonach Gott (!) einen jeden einzelnen Menschen als männlich oder als weiblich erschaffen und bis in jede Körperzelle hinein de-

terminiert hat (Gen. 1,27) / wonach Gott Mann und Frau in ihrer Bi-Polarität komplementär zueinander angelegt hat, damit ›die Zwei« einander ›Gehilfen zur Freude« werden (vgl. Gen. 2,18 - Sir. 37,26) - Mk. 2,6.7 - Eph. 5,31) / unabhängig davon, dass die Gender-Ideologie antibiblische und antichristliche Züge in sich trägt — stellt sich schon die Frage, ob der Mensch in seiner apostrophierten Selbsterfindung, Selbstbestimmung, Selbstinszenierung, Selbstverwirklichung (der moderne Götze?) nur noch sich selbst verantwortlich ist und damit in seiner Autonomie alles tun und lassen können will, was ihm gefällt. Ob es bekommt, zu gewissen Zeiten als Mann und zu anderen Zeiten als Frau aufzutreten, je nach dem, was sich (auf dem Arbeitsmarkt / in der Frauenquote?) jeweils gerade als vorteilhafter erweist. Was für irritierende Verhältnisse! Was

passieren kann (?): Der jeweils betroffene Mensch wird seelisch desorientiert, deformiert, er wird traumatisiert, seine personale Identität wird zerstört, seine soziale Kompetenz in Mitleidenschaft gezogen. Wer nur kann so etwas wollen? Schließlich folgen operative und hormonelle Geschlechtsumwandlungen im großen Stil: auf dass Menschen dadurch glücklicher werden? Was wird dies schließlich für den Leistungssport bedeuten, wonach Männer- und Frauenwettbewerbe bisher voneinander getrennt durchgeführt wurden? Was für ein gewaltiges Umerziehungsprogramm (zur Früh- und Pansexualisierung) der Gesellschaft schwebt da im Gender-Mainstream vor, ansatzweise über Bildungspläne! Was für ein Paradigmenwechsel! Muss die Kindererziehung (entgegen Art. 6,1.2 GG) vergesellschaftet werden? Der Staat ›die Lufthoheit über die Kinderbetten‹ ausüben? Müssen bereits Kinder und Jugendliche in Kindertagesstätten und Schulen durch spezielle Fachleute ›von außerhalb‹ aufgeklärt werden? Angeleitet werden zu Sex-Übungen? Möglichst frühzeitiger Lustgewinn durch verschiedene Sex-Praktiken? Abbau der Schamgefühle? Multisexuelle Vielfalt als pädagogisches Leitmotiv in Kindertagesstätte und Schule? Wer redet da (noch) vom Kindeswohl, wenn Kinderseelen derart geschädigt werden?

Man könnte wissen, dass sich ›der Rat für deutsche Rechtschreibung‹, ›die Gesellschaft für deutsche Sprache‹ (›GfdS‹), der ›Verein deutsche Sprache e.V.‹ (›VdS‹), (Stand 2019) sechzehn weltweit führende DAX- Unternehmen gegen die Verwendung des ›Gender- Sternchens‹ entschieden haben. Aber die rot-grüne

Bundesregierung befürwortete das ›Gender- Sternchen‹ und erklärte per Kabinettsbeschluss (am 23. Juni 1999) das Gender-Programm zum durchgängigen Leitprinzip im Rechts- und Bildungssystem, ohne dass es dazu etwa einer Bundestagsdebatte oder eines Parlamentsbeschlusses bedurft hätte (?). Immerhin bestehen in der Bundesrepublik nunmehr über 200 Lehrstühle für ›Gender-Studies‹. Und: ›Die Evangelische Kirche in Deutschland‹ (›EKD‹) - etwa genderhörig (?) - unterhält ein im April 2014 eingeweihtes eigenes Gender-Studienzentrum in Hannover. Aber — müsste nicht ganz neu das (biblisch-tradierte, wertkonservative) Leitmotiv von Ehe, Familie, Kind(ern) zum gesamtgesellschaftlichen Leitprinzip erhoben werden?

Gender — ein Begriff, der verschleiert. Stets aber geht's dabei ums Geschlecht(liche), wie auch immer. Dabei verwischen sich die Unterschiede zwischen dem biologischen, sozialen, kulturell geprägten Geschlecht. Ein erklärtes Ziel besteht darin, aus vermeintlich patriarchaler Unterdrückung zu befreien und: die ›Heteronormativität‹ der Gesellschaft zu überwinden. Weiß jemand schließlich noch, ›was Sache ist‹? Wohin der Zug der gesellschaftlichen Entwicklung unter Voll-dampf fährt?

Es ist wohl höchste Zeit, auch in Kreisen von Politik und Kirche zu intervenieren, Menschen mit gesundem Menschenverstand zu mobilisieren, die breite Öffentlichkeit aufzuschrecken, gegen das Diktat der Gender-Sprache (etwa in Universitäten und Hochschulen) vorzugehen, Anfeindungen (mit dem Vorhalt bzw. mit dem ›Totschlag-Argument‹, ›homophob‹,

›transphob‹, ›fundamentalistisch‹ zu sein) zu widerstehen: um Gottes willen und um eines jeden einzelnen Menschen willen! Sollen die tragenden und verbindlichen Grundlagen unserer Gesellschaft doch nicht preisgegeben werden!

Was Sie tun können? Diese Erklärung in Ihrem eigenen Freundes- und Bekanntenkreis im Sinne freier Meinungsäußerung (nach Art. 5 GG) verbreiten und in einer seriösen Streitkultur für einen offenen Diskurs eintreten, in dem die Fakten klipp und klar benannt werden, ohne dass etwa diffamiert, diskreditiert oder gehetzt wird. Sachliche Kritik üben ohne Menschen-scheu, etwa auch als Eltern in der Schule, wenn Kinder und Jugendliche im Unterricht zum Sex angeleitet werden sollen.

Was Sie ebenfalls tun können? Wo auch immer Ihnen das ›Gender-Sternchen‹ begegnet, dagegen aufbegehren, opponieren, die Stadtverwaltungen und Landratsämter, die Fernsehsender wie die Zeitungsredaktionen mit Rückfragen bedenken, derart etwa: ›Wissen Sie, welches Menschenbild und welche Ideologie sich hinter dem ›Gender-Sternchen‹ verbirgt? Was auf diesem harmlos erscheinenden Umweg schließlich erreicht werden soll? Welcher Ideologie Sie damit Vorschub leisten? — Um eine komplette Umgestaltung der Gesellschaft geht es, um die Identitätssuche jedes einzelnen Menschen nach einem Geschlecht eigener Wahl, um nichts weniger!‹

■ Hans-Gerd Krabbe, Achern

Liebe Emeriti,

verweigert Euch! Da wurde von Herrn Augenstein aus dem EOK groß angekündigt, dass die Beträge für Vertretungsdienste sich ab 1.1.21 verdoppeln würden. 20 Jahre gab es denselben Satz. Haben eigentlich Juristen im EOK 20 Jahre auch nicht mehr bekommen? Was ist dabei herausgekommen? Der Berg kreiste und gebar eine Minimaus. Die Fahrten zu Kasualgesprächen werden *nicht mehr bezahlt*, auch die Gespräche nicht, für die es bisher beschämende 9 € gab. Das sei alles in den Kosten, die wir für eine abgehaltene Kasualie verursachen, enthalten. Für einen Kasualgottesdienst gibt es aber denselben Satz wie für einen Gottesdienst. So denkt der Herr Jurist, aber nicht der theologische Praktiker. Oft kommt es vor, dass ein Kasualgottesdienst mehr Zeit der Vorbereitung braucht als ein normaler Sonntagsgottesdienst.

Und diese Entscheidung, von einem Nichttheologen getroffen, fällt in einer Zeit, in der es immer mehr unbesetzte Stellen gibt, weil es am Nachwuchs fehlt und weil noch mindestens sechs Jahre lang größere Mengen von Kollegen ausscheiden und in den Ruhestand treten. Wie will unsere Kirche ohne Mithilfe von Prädikant/innen und Emeriti den Betrieb aufrecht erhalten?

Deshalb werde ich in den Urlaubszeiten ab sofort keine Kasualvertretung mehr übernehmen – es sei denn, es ändert sich da etwas – und ich lade Euch alle ein, das Gleiche zu tun. Unsere Kirche muss merken, dass man so nicht mit hilfsbereiten und willigen Menschen auf Dauer umgehen kann.

■ Gerhard Jost, Heitersheim

Witwen der Ordinationsjubilare: Herzliche Einladung zur Feier des Ordinationsjubiläums 2021

Die Witwen der diesjährigen Ordinationsjubilare (Ordinationsjahrgänge 1961, 1971, 1981, 1996, 2011) sind zur Ordinationsjubilarsfeier am 11. Oktober 2021 in Weinheim herzlich eingeladen.

Da bei den Witwen keine Aufzeichnungen über das Ordinationsjahr des verstorbenen Ehemannes geführt werden, sind wir auf Meldungen angewiesen. Die einzelnen Jubilarskurse, zum Beispiel die jeweiligen SprecherInnen, werden gebeten, die Witwen von verstorbenen Kurskollegen auf die Jubilarsfeier anzusprechen.

Falls der Wunsch auf Teilnahme besteht, bitten wir in der Geschäftsstelle um Nachricht bis Ende Juni.

Natürlich können sich die Witwen der Ordinationsjubilare, die teilnehmen möchten, auch direkt bei uns in der Geschäftsstelle (Tel. 0721 – 848863) melden.

Die Namen unserer Ordinationsjubilare finden Sie in dieser Ausgabe der Pfarrvereinsblätter.

Dies Academicus entfällt!

Nach Rücksprache mit der Universität Heidelberg kann der Dies Academicus dieses Jahr leider noch nicht wieder angeboten werden.

Wir hoffen, dass der Dies im Jahr 2022 wieder wie gewohnt als Präsenzveranstaltung in Heidelberg durchgeführt werden kann.

Rentantragsteller: Kein Zuschuss zur freiwilligen Krankenversicherung

An die Geschäftsstelle des Pfarrvereins werden immer wieder Antragsformulare des Rentenversicherungsträgers (Deutsche Rentenversicherung, ehemals BfA) z.B. R820 oder R821 geschickt, um einen Beitragszuschuss zur freiwilligen Krankenversicherung zu erhalten.

Da der Pfarrverein seine Leistungen als Berufsverband und nicht als Krankenversicherungsunternehmen erbringt, können die Anträge nicht bestätigt werden. Die Möglichkeit des Beitragszuschusses durch die Deutsche Rentenversicherung entfällt.

Zuschüsse für die Pflegeversicherung werden seit längerem generell nicht mehr gewährt.

Den Teil des Antragsformulars, der für einen Krankenversicherungszuschuss vorgesehen ist, vor dem Zurücksenden an die Deutsche Rentenversicherung bitte durchstreichen, da sonst die Anträge vom Rentenversicherungsträger wieder zurückgeschickt werden.

Reisen ins Ausland

Bei Reisen ins Ausland, sofern diese momentan stattfinden, empfehlen wir unseren Mitgliedern den Abschluss einer Auslandsreise-Krankenversicherung. Die Beihilfe gilt zwar weltweit, jedoch werden im Ausland entstehende Kosten nur in der Höhe erstattet, was sie hier gekostet hätten. Außerdem sind auch medizinisch notwendige Rücktransporte nicht beihilfefähig und sollten deshalb über eine Auslandsreise-Krankenversicherung abgedeckt werden. Dabei ist zu unterscheiden zwischen fest und variabel terminierten Versicherungen.

Variabel terminierte Auslandsreise-Krankenversicherungen sind flexibler, gelten aber insgesamt nur für eine vereinbarte Anzahl von Tagen pro Jahr. Diese Lösung ist praktischer als die Vereinbarung von Festterminen und kostet nur geringfügig mehr. Bitte beachten Sie als Zweck den Urlaubscharakter dieser Krankenversicherungen. Dienstliche Anlässe oder länger dauernde Aufenthalte im Ausland sind evtl. anderweitig abzudecken. Dies sollten Sie im Einzelnen vorab mit Ihrem Arbeitgeber klären.

Eine Auslandsreise-Krankenversicherung ist zu günstigen Tarifen z.B. beim Versicherer im Raum der Kirchen (Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge) möglich. Auskunft erteilt das VRK-Regionalbüro in Landau, Tel. 06341/9393-69.

Dort können Sie auch über Krankenversicherung bei längerem Auslandsaufenthalt wegen Studium, Schüleraustausch o. ä. beraten werden.

Datenänderungen

Damit die Kommunikation zwischen der Geschäftsstelle des Pfarrvereins und seinen Mitgliedern reibungslos funktioniert, sind wir darauf angewiesen, dass Sie uns Änderungen von Adressen, Telefonnummern und Bankverbindungen mitteilen. Dies gilt auch für Eheschließung, Scheidung, die Geburt eines Kindes oder auch beim Eintreten eines Sterbefalles. Der Pfarrverein verständigt bei Adressänderungen auch die Versandstelle des Deutschen Pfarrerblattes.

Für den **Badischen Pfarrkalender** ist es erforderlich, dass wir auch über Ihre Dienststellen-Änderungen informiert werden, um auch hier aktuelle Daten präsent zu haben.

Zur **Festsetzung des Beitragseinzugs** ist es wichtig, dass Sie uns jede Kopie Ihrer Bezüge/Abrechnung übersenden, faxen oder mailen, wenn Sie nicht oder nicht nur über den EOK oder die Ruhegehaltskasse in Darmstadt besoldet werden.

Melden Sie uns bitte stets die **Berufstätigkeit Ihrer Ehepartnerin/Ihres Ehepartners**, damit wir die Beiträge festsetzen können, wenn sie/er Beihilfe erhält (18.000-Euro-Regelung, siehe KVBW- bzw. LBV-Formular!) und in der Krankenhilfe des Pfarrvereins berücksichtigt werden soll.

Sollte dies ein Problem werden, setzen Sie sich mit Ihrer Beihilfestelle in Verbindung.

Bischofswahl

Nach Mitteilung des Präsidenten der Landessynode wird Herr Landesbischof Prof. Dr. Cornelius-Bundschuh am 31. März 2022 in den Ruhestand treten.

Der Landeskirchenrat hat in seiner Sitzung vom 18. März 2021 die Wahl der Landesbischofin bzw. des Landesbischofs und ihre Vorbereitung durch die Wahlkommission gemäß § 5 des Kirchlichen Gesetzes über die Wahl der Landesbischofin bzw. des Landesbischofs vom 19. April 2013 angeordnet.

Nach § 5 Abs. 2 und 3 können wahlberechtigte Gemeindeglieder personelle und sachliche Anregungen für die Aufstellung des Wahlvorschlags an den Präsidenten der Landessynode, Herrn Axel Wermke, Hebelstraße 9 b, 76698 Ubstadt-Weiher oder per E-Mail an bischofswahl@ekiba.de, binnen eines Monats (d.h. vom 05.05.2021 bis 04.06.2021) senden.

Die außerordentliche Tagung der Landessynode zur Bischofswahl wird am 16. und 17. Dezember 2021 stattfinden.

Beitrag aus der Pfarrvertretung

Immer wieder mal werde ich von KollegInnen nach der Einschätzung der Pfarrvertretung zu den **Ergebnissen des Pfarrbildprozesses** gefragt. Ich beantworte das hier mit dem Statement einer Dekanin (!): „Die beim Tag der Berufsbildprozesse spürbare Dynamik ist verlorengegangen, und es wäre gut, wenn daran wieder angeknüpft werden könnte.“ Dies gilt umso mehr, als dass durch die Veröffentlichung der Projektion 2060 und die daraus abgeleiteten Einsparziele¹ Entwicklungen eingetreten sind, die das ursprüngliche Anliegen des Prozesses, den Beruf wieder lebbarer und attraktiver zu machen, zu konterkarieren drohen. Es wird nun wichtig sein, den badischen PfarrerInnen zu zeigen, dass das Motto des Prozesses „(Mehr) Pfarrer/Pfarrerin sein können“ nicht (wie bereits bei der Bekanntgabe von manchen geunnt) eine Ausweitung der Arbeitszeit gemeint hat, sondern die Frage, wie es gelingen kann, dass PfarrerInnen ihren Beruf „gut, gerne und wohlbehalten“ ausüben können. Ich erinnere daher gerne noch einmal an den Vortrag des Landesbischofs Dr. Cornelius-Bundschuh beim Badischen PfarrerInnentag 2016, in dem er zum Motto bemerkt hat: „Angesichts der im EKD-Vergleich der Gemeindegliederzahlen und des Regeldeputats in der Schule besonderen Arbeitsbelastung der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer wird es auch auf der Ebene der Leitungsorgane vor allem um die Frage gehen, wie eine Entlastung stattfinden kann, die es Ihnen erlaubt (...) wieder mehr PfarrerIn, Pfarrer zu sein.“² An dieser Frage wird sich entscheiden,

ob wir auch in Zukunft noch junge Menschen für unseren Beruf begeistern können. In den letzten Jahren frage ich mich allerdings manchmal, in welchem Umfang das politisch überhaupt noch gewollt ist: Das ständig wiederholte **neue Narrativ der Multiprofessionalität** als Zukunft der kirchlichen MitarbeiterInnenschaft lässt ein klares Bekenntnis zum Pfarrberuf als einer tragenden Säule dieser (schon immer multiprofessionellen) MitarbeiterInnenschaft vermissen. In der Folge wird der Pfarrberuf als ein bekannter und anerkannter Berufsstand, dem nach wie vor hohes Vertrauen entgegengebracht wird und der dadurch eine hohe Bindekraft für Kirchenmitglieder entfaltet, nicht mehr die Bedeutung zugemessen, die er für die Kirchenmitglieder hat – mit erwartbaren Folgen für die Mitgliederentwicklung.

Veränderungen hat es beim **Gesetzes- und Verordnungsblatt** gegeben: Mittlerweile wird es nicht mehr in Papierform versandt, sondern lässt sich digital abrufen. Das ist grundsätzlich sinnvoll, weil so Porto-, Druck- und Personalkosten gespart werden und weil der Minderverbrauch an Papier ökologisch wünschenswert ist. Dass es allerdings zwischen der letzten Papierausgabe des GVBI am 11.3.2020 und einem Brief aus dem Oberkirchenrat zu den Veränderungen im Versand vom 16.10.20 mehr als ein halbes Jahr gedauert hat, bis der MitarbeiterInnenschaft die Aussetzung des Versands mitgeteilt wurde, ist trotz Corona unbefriedigend. Eine weitere Veränderung ist, dass das GVBI nun in einen Teil I und II aufgeteilt

ist. Im Rechtsreferat war zu erfahren, dass diese Aufteilung darin begründet ist, dass Teil I zugleich im Fachinformationssystem Kirchenrecht der EKD und der meisten Landeskirchen zu finden ist. Im Teil II geht es dagegen um Bekanntmachungen und Ausschreibungen. Leider sind aber inzwischen die badischen Rechtstexte bei Bezugnahmen auf EKD-Recht nicht mehr mit den Rechtstexten der EKD verlinkt, so dass man nun zwischen zwei Browserfenstern wechseln muss.

Neu ist auch, dass es seit Mai 2020 im GVBI keine **Personalnachrichten** mehr gibt. Ein Kollege schrieb mir dazu: „Bis dahin habe ich immer mit Interesse gelesen, wer auf welche Stelle berufen wurde, beauftragt wurde für bestimmte Aufgaben, wer in den Ruhestand gegangen ist und wer verstorben ist. Seither - völliges Verstummen und Schweigen. Weshalb? Bisher habe ich über Jahrzehnte hinweg unsere Dienstgemeinschaft wie eine große Familie erlebt, in der ich viele kannte und gerne wusste, was sich veränderte. Manchmal habe ich einen lang ruhenden Gesprächsgang dann wieder aufgenommen. Jetzt geht es mir so, als ob die Familie mich nichts mehr angehen darf und ich dieser Familie nicht mehr recht bin.“

Die Pfarrvertretung hat darum gebeten, dass diese Personalnachrichten zumindest im Intranet veröffentlicht werden. Die dagegen ins Feld geführte Datenschutzproblematik ist insofern nicht überzeugend, als dass im Intranet auch die Mitarbeitendenzeitschrift des EOK „Große Glocke“ mit der Rubrik „Personalien“ zu finden ist.

Neben dem Gesichtspunkt der Dienstgemeinschaft geht es bei Personalnach-

richten auch um Fragen der Transparenz. Weggefallen waren im GVBI nämlich auch die Rubriken „Aufnahmen ins Lehrvikariat“ und die Übernahmen nach bestandenen 2. Examen. Insofern ließ sich nicht mehr verfolgen, in welchem Verhältnis Pensionierungen und Übernahmen stehen, was angesichts fehlender regelmäßiger Veröffentlichungen zum Personalbestand immerhin Tendenzen erkennen ließ. Im jüngsten GVBI³ sind nun wenigstens die Aufnahmen ins Lehrvikariat wieder zu sehen.

Viele von Ihnen haben wahrscheinlich an den Schwarzen Brettern ihrer Schulen Infoschreiben von Beamtenbund oder Philologenverband zum Thema Beihilfe und **Kostendämpfungspauschale** gelesen oder Musterwidersprüche über die schulische MAV erhalten; daher ein paar Informationen zu diesem Thema in Bezug auf unsere Berufsgruppe:

Hintergrund ist ein Urteil des Verwaltungsgerichts Karlsruhe vom 23.6.20, dem zu entnehmen ist, dass die Erhöhung der Kostendämpfungspauschale durch das Haushaltsbegleitgesetz 2013/2014 zum 1.1.2013 (für A 13/14 von 150 € auf 180 € bzw. für Versorgungsempfänger von 125 € auf 140 €) verfassungswidrig und damit unwirksam sei.⁴ Das Land hat gegen dieses Urteil Berufung eingelegt; insofern ist das Urteil noch nicht rechtskräftig.

Ein genereller Widerspruch in Beihilfesachen macht laut Rechtsreferat keinen Sinn, da ein Bescheid in Beihilfesachen jeweils mit der Antragstellung erfolgt; dieser wird nach Ablauf der Rechtsmittelfrist bestandskräftig. Wenn das Land

keine anderen Regelungen trifft, kann eine Nachzahlung zu hoch angesetzter Kostendämpfungspauschalen daher nicht stattfinden. Sinnvoll sei allenfalls, beim KVBW Widerspruch gegen einen konkreten Beihilfebescheid einzulegen, wenn jetzt in einem konkreten Fall eine nicht zulässige Kostendämpfungspauschale angesetzt würde. Der KVBW stellt eingehende Widersprüche ruhend, bis die Sache abschließend entschieden ist.

Ob bis zu dieser Entscheidung wegen 30 € bzw. 15 € im Jahr Widerspruch eingelegt wird, muss nun jeder bzw. jede für sich entscheiden.

■ Volker Matthaei, Stutensee

1 Zur Plausibilität dieser Projektion 2060 vgl. meinen Artikel im Dt. Pfarrerverband 10/2020 (https://www.pfarrerverband.de/pfarrerblatt/archiv?tx_pvpfarrerblatt_pi1%5Baction%5D=show&tx_pvpfarrerblatt_pi1%5Bcontroller%5D=item&tx_pvpfarrerblatt_pi1%5Bitem%5D=5070&cHash=8cd93a44d171cf9a0db7e044f96ccae1)

2 Badische Pfarrvereinsblätter 11-12/2016, S.475

3 GVBl 2021/3 Teil II Nr. 10 (Abfassung des Artikels am 19.3.21)

4 vgl. <https://blv-bw.de/kostendaempfungspauschale-verfassungswidrig-14303/>

Joachim Bauer

Fühlen, was die Welt fühlt. Die Bedeutung der Empathie für das Überleben von Menschheit und Natur

Karl Blessing Verlag, München 2020, 22 €

Der ehemals an der Freiburger Universität lehrende und jetzt schon einige Zeit in Berlin lebende Arzt, Psychotherapeut und Neurowissenschaftler Joachim Bauer ist erneut mit einem Buch an die Öffentlichkeit getreten, dessen Lektüre sich gerade auch für Theologinnen und Theologen als überaus lohnend erweist. Diese Attraktivität hat ihren Grund vor allem darin, dass Joachim Bauer Themen und Einsichten, die auch auf der Agenda der Theologie stehen, von ganz anderer, nämlich neuro- und beziehungsweise wissenschaftlicher Sicht erhellend in den Blick nimmt. Dies galt in den ersten seiner inzwischen zahlreichen Buchveröffentlichungen zunächst für den Bereich gelingender sozialer Beziehungen, im Anschluss dann auch für das einzelne Individuum, ob in der Arbeitswelt oder hinsichtlich der Steuerungsmöglichkeiten unseres Willens, zuletzt im Zusammenhang der Ausbildung und Profilierung unserer je eigenen Persönlichkeit.

Joachim Bauers neues Buch entfaltet das, was in der Theologie unter der Überschrift der Bewahrung der Schöpfung verhandelt wird, im Zusammenhang evolutionärer (Fehl)entwicklungen, die derzeit die Be-

ziehung zwischen Mensch und Mitwelt so belasten, dass die Gefahr des Risikos der Selbstzerstörung wahrscheinlicher ist als in früheren Epochen. Die Zahl der Nachfragen und Interviews gerade als Reaktion auf dieses letzte Buch zeigt, dass der Autor mit diesem Thema den Nerv der Corona-Zeit trifft. Dazu passt gut, dass er im Epilog gerade hinsichtlich Corona-Pandemie, die er als Beleg seiner zuvor entfalteten Thesen versteht, „Lehren aus der Krise“ beschreibt und bündelt.

Voran gehen diesem Schlusskapitel fünf grundsätzliche Zugänge zu der derzeit größten Herausforderung der Menschheit, dem drohenden Kollaps unserer ökologischen Systeme. Im ersten Kapitel wird das Begriffspanorama der Empathie entfaltet, die eben nicht nur zwischen Mensch und Mensch, sondern eben auch zwischen Mensch und Welt den Schlüssel zum gelingenden Miteinander und zum Überleben überhaupt bildet. Die Tatsache, dass diese Empathie heute zu wenig aktiviert wird, ist ein Grundübel des deshalb zerstörerischen Umgangs des Menschen mit seinen Mitmenschen und seiner Lebenswelt. Die ökologische Bewahrung der Welt und die Umsetzung universeller Menschenrechte stehen dabei in einem unauflösbaren Zusammenhang.

Im zweiten Kapitel entfaltet Bauer die die Kultur- und Zivilisationsgeschichte der Menschheit in der Weise, dass er den Beginn der Sesshaftwerdung vor rund 12.000 Jahren in der sogenannten „Neolithischen Revolution“ als Anfang einer Entwicklung beschreibt, in der der Mensch die Natur gebraucht, schädigt und im

Letzten womöglich zu zerstören droht. In einem weiteren Kapitel richtet der Arzt Joachim Bauer seinen Blick auf die Patientin Erde: „krank mit Fieber“ lautet die Diagnose. Die aktuelle Corona-Krise ist dabei nur der letzte Ausfluss dieser schon lange anhaltenden und zunehmend heftigen Krankheit infolge eines zerstörerischen Umgangs mit diesem Planeten. Konzentriert und kenntnisreich wendet sich das Buch im vierten Kapitel dem Verursacher dieser Krisen, konkret der Menschheit zu und analysiert die modernen Gesellschaften „zwischen Spaltung und Zusammenhalt“. Gut und lesenswert werden im letzten Kapitel „Lösungswege“ vorgestellt: (1) der „hedonische Verzicht“, die Erfahrung des „genug“; (2) der Weg „von der Ich- zur Wir-Perspektive“ als moralische Verpflichtung im Anschluss an Immanuel Kant; (3) die Ausbildung einer „globalen ökologischen Identität“ wie (4) die einer „Dual Identity“, die die Verbindung des Lebens im weltweiten Kontext und zugleich im Nah-Raum beschreibt. Erreichbar ist dies alles nur, wenn man (5) die Bedeutung der Erziehung ebenso im Blick hat wie die Überführung der ökologischen in eine politische Vernunft. „Wir wissen doch, was kommt, wenn wir das Steuer nicht herumreißen“, mahnt Joachim Bauer ein ums andere Mal, auch in dem sich auf dieses Buch beziehenden öffentlichen Diskurs in den Medien. Am Ende stehen aber nicht Zukunftsangst und Kassandrarufe, sondern der Appell zu Optimismus und Empathie. Dass es noch nicht zu spät ist, in der Verbindung von Empathie, Vernunft und konkretem politischen Handeln die Umkehr in die Zukunft zu schaffen, ist die tröstliche wie drängende Einsicht dieses Buches.

Mehr als die bisherigen Bücher von Joachim Bauer empfinde ich sein neuestes durchaus auch als eine Art von säkularer Predigt, der es um Metanoia und Aufbruch in eine Zukunft geht, die wir doch auch unseren Kindern und Enkeln bzw. den nach uns Kommenden überhaupt ermöglichen müssen. Thema und Analyse decken sich mit dem, was auch unsere kirchlich-theologische Positionierung ausmacht, Begründungen und Darstellungen der Hintergründe können unsere theologische Rede unterfüttern und befruchten. Gerade weil uns Corona gelehrt hat, was uns drohen könnte, ist der mit diesem Buch verbundene Appell ein hoffentlich vielfältig wahrgenommener Beitrag zum Überleben der Menschheit und dieses Planeten! Am Ende bleibt das Fazit: Im Aufnehmen der Anliegen dieses Buches von Joachim Bauer ist die Theologie bei ihrer eigenen Sache!

■ Traugott Schächtele, Schwetzingen

Joachim Köhler

Verloren im Cyberspace. Auf dem Weg zur posthumanen Gesellschaft

Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2020, 22 €

„Die letzte Phase irdischen Aussterbens wird sich nicht in der Natur abspielen, sondern im menschlichen Wesen selbst“. Mit diesem düsteren Motto von Shoshana Zuboff überschreibt der Philosoph, Journalist und Schriftsteller Joachim Köhler das Vorwort seines neuen Buches „Verloren im Cyberspace“. Damit ist schon viel über die grundsätzliche Richtung des Buches ausgesagt: Der Cyberspace, verkörpert durch Internet, Smartphones und Suchmaschinen, ist keine „Dienstleistung für die Menschheit“, sondern hat sich als „ungeheuerliche In-Dienst-Stellung“ des Menschen unter das Hoch der Cyberwelt entpuppt. Wir sind, so lautet dann auch der Untertitel, „Auf dem Weg zur posthumanen Gesellschaft“.

Möglicherweise hat der Verlag Köhlers dystopische Beschreibung der uns in Beschlag nehmenden digitalen Welten abgemildert. Denn wir sind seiner Ansicht nach nicht mehr auf dem Weg, sondern mittendrin in dieser posthumanen Welt. Das weltumspannende World Wide Web ist längst schon kein Gegenüber mehr, sondern ist Teil von uns selbst geworden und hat uns in seinen Bann gezogen. Es knechtet uns, statt uns zu befreien, wie noch zu Beginn des Internets im Sinne der Aufklärung erhofft wurde.

Köhler geißelt die Schattenseiten der Cyberwelt. Sie ist ein „dunkles Reich“, in der der „moderne Mensch nicht mehr ohne die Speicherfunktion des Computers leben“ kann. Die schöne neue Welt nimmt Besitz vom Menschen, der wie in Trance ohne es recht zu bemerken „sich selbst und seine Menschlichkeit vergisst“. „Unbemerkt ist man posthuman geworden“, unterstreicht Köhler.

Die zwanzig essayistisch gehaltenen Kapitel des Buches untermauern diese Denkfigur in unterschiedlichsten Ausprägungen. Es ist sympathisch, dass der Autor sich eingesteht, selbst Teil dieses System zu sein und lange von diesem „Informationsuniversum“ profitiert zu haben. Nur langsam seien ihm die unheimlichen Seiten „an diesem superintelligenten Ungeheuer Cyberwelt“ aufgegangen. Jetzt aber stemmt sich Köhler vehement gegen dieses nur scheinbar rationale technologische Ungeheuer.

Wortgewandt kämpft Köhler gegen die Sphinx Cyberwelt, die der „Welt ihr schönes Menschengesicht“ zeigt, ihren „Raubtierkörper“ jedoch verbirgt. Die allumfassende Eroberung unserer Lebenswelten durch das Smartphone ist augenfälliges Zeichen der Machtübernahme durch diese Technologie. In Anlehnung an E. M. Fosters 1909 erschienene Zukunftsvision „The Machine Stops“ beschreibt Köhler das Verschwinden des Menschen und die „exponentielle Entwicklung in Richtung Entmenschlichung“. Der Mensch übergibt seine Macht an die Maschine. Am Ende stürzt das globale Netz ab und „mit ihm die von ihm abhängige Menschheit“.

Mit Google, Amazon, Apple Microsoft und Facebook werden die fünf milliar-

denschweren Big Five als die allmächtigen Player ausgemacht, die zwar nicht die ganze Welt unter Kontrolle haben, aber mit ihren Angeboten „sehr wohl die Welt, die mit der Welt kommuniziert“. Sie ziehen uns aus Sicht Köhlers über den Tisch, ohne dass wir es bemerken: Die Cyberwelt ist dabei, uns das Menschsein abzunehmen. Aber was scheinbar unser Leben erleichtert, ist letztlich Beraubung des Lebens.

Es ist das Verdienst Köhlers, die gerade auch in Zeiten der Coronakrise viel zu oft ausgeblendeten dunklen Seiten der Digitalisierung vor Augen zu führen. Köhler ist kein Digitalisierungsexperte, sein Widerstand basiert auf seinem literarischen und philosophischen Hintergrund, vor dem er die Rede vom posthumanen Menschen überzeugend in die Gegenwart zu verschieben weiß: Der Wandel kommt nicht erst morgen, sondern er ist längst geschehen, und wir sind fast alle Teil dieses epochalen Wandels. „Während wir überzeugt sind, alles unter Kontrolle zu haben, werden wir rund um die Uhr kontrolliert“. Am Ende bleibt nur die posthumane Menschheit - „und der Cyberspace als unsere schöne neue Smartphone-Welt“.

Das Buch ist eine lesenswerte Fundgrube für Kritiker der Cyberwelt und regt an, die allgegenwärtige Digitalisierungseuphorie zu überdenken. Einige Argumentationslinien auf dem Weg ins posthumane Unglück erscheinen indessen überzogen: Zwar freut man sich über spannende Wiederbegegnungen mit Kafka, Leibniz, Nietzsche und Freud. Auch das Kapitel über Donald Trump, der als (abgewählter) „Troll auf dem Thron“ bezeichnet wird, ist erkenntnisreich, wenn auch eher als Ex-

kurs. Spätestens die Kritik an Propaganda und PR als Machtinstrumenten, die in der Cyberwelt an Bedeutung gewinnen, erscheint doch als zu pauschal. So auch einige der latent amerikakritischen Passagen, deren Stichhaltigkeit man im Blick auf die „unablässig wechselnden Horizonte des Cyberspace“ hinterfragen sollte.

Eine eindeutige Antwort auf das erschreckende Verschwinden der Menschheit im Cyberspace gibt Köhler nicht. Im letzten Kapitel schreibt er fast schon fatalistisch: „Gegen das Internet ist kein Kraut gewachsen: Man kann [...] nichts an seiner rasanten Ausbreitung ändern.“ Die einzige Möglichkeit sei, sich selbst zu ändern. Und er ruft mit Verweisen auf Luther, Jesus und Meister Eckhart zu Ruhe im Sturm und zur Gelassenheit auf. Was sicherlich eine wertvolle Haltung ist - angesichts der zuvor geschilderten Szenarien wirkt sie allerdings doch etwas defensiv: Mit Sicherheit können Glaubenserfahrung und Theologie noch mehr bieten.

■ Ralf Stieber, Karlsruhe

Traugott Schächtele

ALLES WIRD GUT ?! Theologische Annäherungen an die Corona-Pandemie

Verlag Tredition 2021, 140 S., 7,99 €
ISBN 978-3-347-23134-4

Im evangelischen publizistischen Bereich ist das Thema Corona-Pandemie zwar immer wieder Thema, man hat aber doch den Eindruck, dass sich die Autoren nur zögerlich an dieses Thema heranwagen. Umso hilfreicher für eigene Überlegungen in diesem schwierigen Thema sind regelmäßig erscheinende Überlegungen im Deutschen Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt oder in den Zeitzeichen, weil sie zu Deutung und Bedeutung dieses Phänomens, das unsere Gegenwart und unsere Zukunft verändert, beitragen. Nach einem Jahr, in dem sich die Seuche wie Mehltau über unsere Welt gelegt hat, bleibt bei aller Ratlosigkeit im Blick auf die gesellschaftliche Entwicklung für uns die Frage, wie es mit unserer Kirche weitergehen wird. Wie können und sollen wir in diesen Wochen predigen, seelsorgerlich aktiv sein, Konfirmanden sammeln und uns als evangelische Kirche äußern?

Hier ist das Buch des nordbadischen Prälaten Traugott Schächtele wie eine Zwischenstation, ein Haltepunkt. Er blickt zurück auf 12 Monate Pandemie und macht den Versuch, Orientierung zu finden für die nächsten Wochen und Monate. Er zeigt, wie Menschen ihre bisherigen Gewohnheiten in Frage stellen, weil ihre

Existenz bedroht ist. Und vor allem „dass Theologie dazu nicht sprachlos bleiben und tatenlos zusehen“ muss. Leitwort ist dabei der irische Schriftsteller Oscar Wilde: „Am Ende wird alles gut. Und wenn es nicht gut ist, ist es noch nicht das Ende.“ In zwei Teilen geht der Autor seine Aufgabe an: Reflexion und Essays zeigen Zeichen der Hoffnung und des Vertrauens. Dazu gehören Folgerungen aus Online-Gottesdiensten, bei denen ganz neue Formen entwickelt werden, sowie am Beispiel Weihnachten, wie dieses Fest „noch zu retten ist.“

Im zweiten Teil sind Predigten und geistliche Worte wiedergegeben, die Schächtele zwischen dem 3. März und dem 26. Dezember 2020 gehalten hat. „Gott auf Distanz“; „Alles wird gut, auch und gerade an Ostern“; „Gibt es eine „neue Normalität“? Gott auf Abstand zum Menschen? Trägt nicht auch Gott ab und zu eine Maske, die ihn für uns verbirgt? Dagegen verkündet die Weihnachtsbotschaft, dass dieser Abstand gerade aufgegeben wurde. Ein „Maskengebet“ und „kleine Corona-Gebete“ schließen den Band ab.

■ Klaus Schnabel, Karlsruhe

Zu guter Letzt



Quelle: UK